

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

Erstes Kapitel.

St. Kilba, die letzte westwärts gelegene Insel der Hebriden, ist etwa hundertundfünfzig Meilen von Schottland entfernt, und fast nur ein Felsblock in dem großen atlantischen Ocean. Die Insel ist drei Meilen lang und über zwei Meilen breit.

Fast sechs Monate lang ist's Winter auf St. Kilba und während dieser Zeit sind die spärlichen Inselbewohner gänzlich von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, denn es wagt sich kein Schiff in die Nähe der vom Meeressturm umtobten Felsen.

Das Inseldorf ist ziemlich armselig — es wohnen meist nur Fischer daselbst — und seine hervorragendsten Gebäude sind das Pfarrhaus, in welchem der Pastor mit seinen Angehörigen wohnt, und die Kirche.

Vor einigen Jahren stand an einem Octobernachmittag ein junges Mädchen an der Spitze eines Felsens, welcher die Bucht und den Ocean überschaute. Sie war kaum siebzehn Jahre alt und so wild und frei wie die Vögel in den Lüften. Sie war nicht schön — sie war zu mager und schwächig, um es zu sein — aber die ungemein zart und feingeschnittenen Züge, der durchgeistigte und ideale Ausdruck ihres Gesichtes versprachen sich einst in wunderbarer Schönheit zu entfalten. Sie war braun wie eine Zigeunerin, von elfenhafter Geschmeidigkeit und Anmuth und auf der freien, edlen breiten Stirne lag etwas, wie Furchtlosigkeit und angeborener Stolz.

Sie war bekannt als Vernice Swellan, die Adoptivtochter des Rev. David Swellan, des Pfarrers von St. Kilba. Sie hatte fast ihr ganzes Leben auf der Insel verbracht. Sie erinnerte sich keiner anderen Heimath als der Felseninsel; keiner anderen Leute als der Inselbewohner. Aber sie glied ihnen nicht. Der gute Pastor und seine Frau — er ein Walliser, sie eine Schottin von Geburt — waren von edler Herkunft und so gebildet, daß sie die beste Gesellschaft geziert hätten. Ihrer Religion mit ganzer Seele ergeben, fanden sie

hinlängliche Befriedigung darin, auf dieser einsamen Insel zu leben und dahin zu wirken, aus ihren Bewohnern brave und rechtschaffene Menschen zu machen. Das junge Mädchen war von dem würdigen Paare sehr gut erzogen worden; sie hatten sie in Musik, fremden Sprachen und allen jenen Wissenschaften unterrichtet, in welchen sie selbst gebildet waren. Sie war eine eifrige Schülerin — edel, freisinnig, rein und hold, und die verkörperte Wahrheit — aber sie hatten längst daran gezweifelt, eine Dorflehrerin aus ihr zu machen.

Was sollte aus ihr werden? Sie konnte doch nie einen der rauhen Dorfbewohner heirathen. Sollte sie ihr Leben auf dieser einsamen Felseninsel hinbringen, oder wird der Mar eines Tages seine Schwingen entdecken, und nach einem andern Strande fliegen?

Ah, diese Zeit war näher, als das gute Paar glaubte! Der Adler hatte seine Schwingen gefunden, und sie waren schon zum Flug bereit.

Als Vernice mit im Winde flatterndem Kleide auf der gefährlichen Felsenrinne stand, blieben ihre wandernden Blicke auf einem Gegenstande haften, der in diesen Klüften in der That eine Seltenheit war. Unten in der Bucht lag eine niedliche, englische Vergnügungsjacht vor Anker. Einige schmucke Matrosen in blauen Jacken lungerten auf dem Verdecke. Ein von vier Schiffsjungen bemanntes Boot ruberte der Küste zu, und am Steuer desselben saß der Eigentümer der Jacht, der junge Marquis von Chetwynd.

Er schaute aufwärts und erblickte das junge Mädchen auf dem gefährlichen Platze. Erblickend winkte er ihr mit dem Taschentuche zu, herunterzusteigen.

Das Gesicht des Mädchens leuchtete einen Augenblick lang auf, es wunderbar verschönend. Ihre Augen erglänzten in süßem Feuer. Dem Zeichen des Engländers folgend, sprang sie wie eine Gemse von Fels zu Fels, während er mit angehaltenem Athem ihren Weg mit seinen Blicken verfolgte.

Endlich als das Boot an's Land stieß, blieb Bernice in einer natürlichen Grotte, von welcher aus man leicht an den Strand gelangen konnte, stehen. Diese Grotte schien ihr Lieblingsaufenthalt zu sein, denn ihr rauher Boden war mit geflochtenen Matten bedeckt und in den Spalten der Wände waren Bücher und eine Guitarre versteckt. Hier fand sie der junge Marquis auch bald. Er kam, ihren Namen rufend, den Felsen herauf und erhielt als Antwort eine süße, zauberische Weise, welche Bernice der Guitarre entlockte. Er trat in die Grotte ein und näherte sich ihr mit ausgestreckten Händen, sie aber wich scheu und kolett vor ihm zurück und trat bis vor die Grotte hinaus.

„Bernice,“ sagte der junge Lord in ärgerlichem Tone; „heißen Sie mich so willkommen? Sie weichen mir scheu aus — wie die wilden Vögel am Strande — Sie gewährten mir noch keinen einzigen Kuß — und doch haben Sie gesagt, daß Sie mich lieben?“

„Mädchen meinen nicht Alles, was sie sagen,“ unterbrach ihn Bernice schelmisch. „Was hat Sie heute wohl hieher gebracht, Lord Chetwynd? Wollen wir wieder ein wenig zusammen lesen?“

Das Gesicht des jungen Lords wurde bleich und streng. Er war sehr schön, hatte blonde Haare und blaue Augen und ein seidenweicher blonder Schnurrbart bedeckte den wohlgeformten Mund bis zum runden Kinn herab. Er war groß und schlank und sah in seiner Feinheit fast zart aus; aber dennoch besaß er in den schlanken Fingern die Kraft eines Löwen, und seine blauen Augen sprühten zuweilen Funken. Er war voll Muth und hatte ein durch und durch edles und treues Gemüth. Er haßte die Lüge, war ehrenhaft bis zur Ueberspanntheit, großmüthig, selbstlos, kurz ein wahrer und echter Edelmann. Der einfache, kleinen Bernice erschien er wie ein Halbgott.

„Die Weiber sind alle gleich,“ sagte der junge Lord bitter. „Mag Eine in der Wüste aufwachsen, so wird sie dennoch eine Kolette sein. Unsere Sommerfahrt ist zu Ende, Bernice. Ich verließ die Heimath im Mai, um für drei Monate nach Norwegen und Dänemark zu segeln, und bin nun seit dem August in St. Kilba. Bald wird der lange Winter mit Schnee und Eis die Insel umschließen, wo kein Schiff in diese Bucht gelangen, noch sie verlassen kann, und ich muß nun fort. Mein Steuermann ist voll schlimmer Prophezeihungen, wenn wir länger zaubern. In kurzem, Bernice, die Sylvia geht morgen unter Segel.“

Das Mädchen erschrak; ihre braunen Wangen erbleichten, und ein erschrockener Ausdruck trat in ihre Augen.

„Morgen!“ wiederholte sie. „So bald! Oh, Rog, ich dachte nicht daran, daß Sie St. Kilba je verlassen mußten. Morgen! Nein, Sie scherzen. Sagen Sie, daß Sie mich nur quälen, Rog!“

„Sie werden sich also grämen?“ sprach der junge Lord eifrig. „Ich muß fort, Bernice. Ich habe Freunde, Pflichten, eine Stellung und kann nicht länger hier bleiben. Meine Freunde haben seit vier Monaten nichts von mir gehört, und werden sich bereits um mich ängstigen. Sie glauben, ich bin noch in Norwegen. Sie sehen also, Bernice, daß ich fort muß; aber ich muß nicht allein gehen. Ich kam heute her, um Sie zu bitten, als meine Gattin mit mir zu gehen. Ich liebe Dich mehr als die ganze Welt! Bernice, ich will ohne Dich nicht gehen!“

Mit zärtlichen, leidenschaftlichen Namen auf den Lippen

näherte er sich ihr. Sie floh nicht vor ihm, wie er es halb erwartete, sondern neigte sich zu ihm, und er faßte sie am Arme, den ersten Kuß, den sie ihm gestattete, auf ihre bebenden Lippen drückend.

„Ich kann Dich nicht fortlassen,“ flüsterte sie. „O, Rog, diese Welt wäre mir so finster ohne Dich! Wie habe ich nur gelebt, ehe Du kamst? Ein anderer Winter in St. Kilba, eingeschlossen von dem Meere und den tobenden Winden, wäre nach diesem letzten, schönen Sommer unerträglich. Aber Du bist reich und hochgeboren, Rog, und ich bin nur ein armes Inselmädchen. Wirfst Du meiner nie überdrüssig werden? Wirfst Du Dich meiner nie schämen? Wirfst Du die großmüthige Liebe nie bereuen, mit der Du mich zu Deiner Gattin machen willst?“

„Die Liebe gleicht jeden Standesunterschied aus, Bernice, und Du und ich sind gleich. Ich habe Geld und Rang; Du hast Geist und Güte und eine seltene Anziehungskraft. Ich würde lieber Dein Gatte, als König der ganzen Welt sein. Meine Heirath mit Dir soll die Krone meines, und wie ich innigst wünsche, auch Deines Lebensglückes sein.“

„Aber Rog, was werden Deine Freunde sagen?“

„Ich habe weder Vater und Mutter,“ sagte der junge Marquis halb traurig, „und da meine Onkel und Tanten mich in ihren Angelegenheiten nie zu Rathe ziehen, so können sie auch nicht erwarten, daß ich es bei ihnen thue. Meine nächsten Freunde kann ich eigentlich nicht meine Verwandten nennen, Bernice. Sie theilen meine Heimath und werden auch Deine nächsten Freunde und Genossen sein. Sie sind mein Stiefbruder und meine Stieffchwester, die Kinder von dem zweiten Gatten meiner Mutter, und ich habe sie unendlich lieb.“

„Du hast mir früher nie von ihnen gesagt, Rog.“

„Nicht? Das muß sein, weil ich in Deiner Gesellschaft nur an Dich denken kann,“ sagte Lord Chetwynd, sie liebevoll anlächelnd. „Ich muß mein Stillschweigen jetzt gut machen. Mein Vater starb, als ich noch ein kleiner Knabe war, Bernice. Ich war bereits Lord Chetwynd, als ich ins Gymnasium kam. Meine Mutter, eine sanfte und schöne Dame, die Du sehr geliebt hättest, blieb einige Jahre Wittwe, und heirathete schließlich zum zweiten Male, während ich auf der Universität war. Ihr zweiter Gatte war Oberst Gilbert Monk, der jüngere Bruder eines Grafen, ein ostindischer Offizier und ein Mann von seltener Anziehungskraft, der meine Mutter nur durch seine Willenskraft heirathete, denn es war von beiden Seiten keine sonderliche Liebe vorherrschend.“

„Es war eine sonderbare und unpassende Heirath, mit der ich mich nie ausöhnen konnte. Oberst Monk war früher in Indien verheirathet gewesen und hatte zwei dort geborene Kinder, die er mit nach Chetwynd Park brachte. Oberst Monk war kaum zwei Jahre mit meiner Mutter verheirathet, als er starb. Da sein Einkommen mit ihm starb, waren seine Kinder nur halb versorgt, und Oberst Monk beschwor meine Mutter in seinen letzten Augenblicken, seine Kinder nicht zu verlassen. Das Versprechen, ihnen eine Mutter zu sein, gab sie ihm bereitwilligst. Ein Jahr später starb meine Mutter ebenfalls, und sie beschwor mich, ihren Stiefkindern ein liebevoller Freund und Schützer zu sein. Ich gab ihr ein feierliches Versprechen, daß Sylvia stets in Chetwynd-Park eine Heimath haben sollte. Sie sind mir auch wie Bruder und

Schwester und theilen mein Haus mit mir, als ob sie ein angeborenes Recht dazu hätten."

"Wie alt sind sie, Rog?"

"Gilbert ist zwei Jahre älter als ich — fünfundsanzig — und Sylvia — ich nannte mein Schiff nach ihr — ist zweiundzwanzig Jahre alt. Gilbert hat sich bisher für keinen Beruf entschieden, und ist von mir abhängig, als ob er mein jüngerer Bruder wäre. Ich glaube, sein Ehrgeiz zielt dahin, eine reiche Heirath zu machen. Sylvia wird ohne Zweifel eines Tages eine glänzende Partie machen, aber ich hoffe, daß sie einstellungen noch lange bei uns bleibt. Du wirst sie beim ersten Anblick lieb gewinnen. Wie überrascht Gilbert und Sylvia sein werden, wenn ich mit meiner Braut zu ihnen zurückkehre. Du wirst morgen mit mir gehen, Bernice, nicht wahr?"

"Wenn meine Eltern es erlauben," antwortete das Mädchen leise und hocherröthend.

"Gehen wir gleich zu ihnen," rief der junge Liebende voll Ungebuld. "Dein Vater muß gesehen haben, daß ich Dich liebe, Bernice. Ich war seit meiner Ankunft auf der Insel jeden Tag im Pfarrhause. Ich brachte ihm Empfehlungsbriefe von einem Verwandten Mrs. Swellans, und er kennt meine ganze Geschichte. Hätte er die Absicht, mir Deine Hand zu verweigern, würde er uns nie gestattet haben, so oft und lang allein mit einander umherzuzureisen. Meine einzige Furcht ist, daß er Dich als zu jung zum Heirathen erklären wird, und uns so auf eine lange Probe stellt."

Der junge Lord wollte Sicherheit erlangen und machte sich daher mit Bernice auf den Weg nach dem Pfarrhause. Die Sonne war untergegangen und es war bereits dunkel geworden, als das junge Paar nach dem Pfarrhause wandelte, und Bernice, deren Wangen brannten, war auffallend schweigsam.

Vor dem Hause angelangt, lenkten sie ihre Schritte nach dem Zimmer, welches Mrs. Swellan in der Erinnerung an bessere Zeit den Salon geheißt hatte. Die Möbel, welche einst schön gewesen waren, jetzt schon ziemlich abgenützt und nur die Nettigkeit anständig erhalten.

Mrs. Swellan saß in seinem lauschigen Winkel vor seinem Schreibtische und schrieb emsig. Seine Frau saß neben ihm in einem niedrigen Lehnstuhl und besserte seinen Sonntagrock aus.

Der alte Pfarrer hatte das sechzigste Jahr bereits überschritten, war groß und hager, aber kräftig gebaut, und sein von langen grauen Haaren umwalltes Gesicht trug den Stempel von Güte und Wohlwollen.

Seine Frau, deren Haar auch bereits ergraut war, hatte ein mildes, edles Gesicht und sehr feine Manieren, welche ihre edle Herkunft verriethen.

Als Lord Chetwynd mit Bernice eintrat, stand das alte Paar höflich auf, um ihn zu begrüßen. Der junge Marquis war während der zwei Monate seines Aufenthaltes in St. Kilda täglicher Gast im Pfarrhause gewesen und Mr. und Mrs. Swellan hatten ihn sehr liebgewonnen. Sie begrüßten ihn diesmal jedoch ernster als sonst, was dem jungen Lord auffiel.

"Dies ist wohl mein letzter Besuch hier," sagte er, "wenigstens für dieses Jahr. Es ist Zeit, daß ich nach Hause komme, und wenn der Wind günstig bleibt, segeln wir morgen ab."

Der alte Pfarrer wechselte einen Blick der Erleichterung

mit seiner Frau. Der Schatten der Unruhe wich von seiner Stirn.

"Wir werden Sie vermissen, mein Lord," sagte er bedauernd, "aber Sie haben recht; Sie müssen fort. Ihre Gesellschaft war uns sehr angenehm, denn Sie hat uns Blicke aus der gebildeten Welt gebracht; wir werden Ihrer in Liebe gedenken und geben Ihnen unsere besten Wünsche mit."

"Ich verlange mehr als das, Mr. Swellan," sagte der junge Lord erröthend. "Ich bin heute gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihre Tochter liebe, und Sie um ihre Hand zu bitten."

Die alten Leute erschrakten.

"Das habe ich nicht vorausgesehen," sagte der Pfarrer ernst. "Meine Frau und ich waren blind. Wir hielten Beide Bernice noch für ein Kind. Sie ist kaum sechzehn Jahre alt, mein Lord. Erst vor wenigen Tagen hat mich meine Frau darauf aufmerksam gemacht, welche große Veränderung seit einiger Zeit mit unserem Lieblinge vorgegangen ist. Wir fingen an zu fürchten, daß sie Sie liebe, aber wir ahnten nicht, daß Sie sie lieben. Sie sind nobel, reich, von hoher Herkunft, und sollten Ihrem Range gemäß heirathen. Sie werden die flüchtige Leidenschaft für unser kleines Mädchen bald vergessen und es wird besser so sein."

"Der Rangunterschied zwischen Euch ist zu groß, um Euch glücklich zu machen," sagte Mrs. Swellan sanft.

"Es giebt keinen wirklichen Rangunterschied," entgegnete der junge Liebende hitzig. "Bernice sieht wie eine Prinzessin aus und ist so fein wie eine Dame. Die Swellans sind von edlem Blute."

"Wahr, mein Lord," sagte der Pfarrer seufzend; "und Bernice ist uns so theuer, als wenn sie von unserem Blute wäre. Aber sie ist keine Swellan. Sie hat es Ihnen nicht gesagt? Ah, sie gesteht sich selbst die Wahrheit nicht einmal gerne, das gute Kind. In ihrer Persönlichkeit wäre Bernice würdig, die Gattin eines Fürsten zu werden. Aber wenn Sie in Ihrer Liebe auch das Geheimniß ihrer Geburt übersehen wollen, Ihre Verwandten werden es nicht thun, mein Lord, und es kann die Zeit kommen, wo, wenn der erste Rausch Ihrer Liebe vorüber ist, Sie sich und uns Vorwürfe machen werden, daß wir in die Heirath willigten."

"Sie kennen mich nicht," sprach Lord Chetwynd. "Meine Liebe ist kein vorübergehender Rausch, wie Sie glauben. Ich liebe Bernice von ganzem Herzen, mit ganzer Seele. Komme sie woher immer; sie selbst ist jeder Stellung würdig, und keine Heirath mit mir kann sie erhöhen. Ich beschwöre Sie sie mir zu geben."

Der alte Pfarrer zögerte und schaute seine Frau an. Das heiße Flehen Lord Chetwynd's erschütterte seinen Widerstand. Ein Blick auf das bleiche, angstvolle Gesicht und die glühenden Augen des Mädchens machten ihn noch mehr wanken.

"Mein Lord," sagte er leise, "Sie versuchen mich fast über meine Kräfte. Meine Gesundheit ist erschüttert. Wenn ich sterbe, muß meine Frau zu ihren Verwandten nach Schottland zurückkehren; aber die sind zu arm, um Bernice eine Heimath bieten zu können. Sie kennt die Welt nicht. Was würde aus ihr werden? Man könnte sie nicht allein hier unter den Inselbewohnern lassen. Und ich kann jeden Augenblick sterben," fügte er hinzu, die Hand wie in plötzlichem Schmerz in die linke Seite pressend. "Ich wäre glücklich, wenn ich unsere theuere Bernice unter dem Schutze der Liebe

und Heimath eines braven Mannes sehen würde. Was sollen wir sagen, Caroline? Können wir das Kind Lord Chetwynd geben?"

Die beiden Liebenden wandten sich mit flehender Miene an Mrs. Swellan. Sie gab der stummen Bitte nach, und bejahte die Frage des Pfarrers.

"Noch ein Wort, Lord Chetwynd," sagte Mr. Swellan, als der junge Mann seinem Dank Luft machen wollte, „nur noch ein Wort. Ehe diese Angelegenheit entschieden wird, will ich Ihnen Alles sagen, was ich über unser liebes Kind weiß. Sie ist nicht von unserem Blute. Wir wissen nicht, wer sie ist, noch woher sie kam. Wir glauben, daß sie eine Engländerin ist, aber mehr wissen wir auch nicht. Wir leben nun schon mehr als zwanzig Jahre auf dieser Insel. Vor vierzehn Jahren kam an einem Octoberabend eine Nacht, ähnlich der Ihrigen, in unsere Bucht. Ein Boot stieß von derselben ab und brachte einen Herrn an's Land, der ein schlafendes, zweijähriges Kind in den Armen trug. Er fragte nach dem Pfarrhause und kam zu mir. Er sagte mir, daß das kleine Kind eine Waise sei und daß er es in meiner und meiner Frau Obhut zurücklassen wolle. Er sagte, daß er in fünf Jahren wieder kommen und die Kleine zurückfordern wolle, und ließ eine mehr als hinreichende Summe für ihre Unterhaltung zurück. Mit Tagesanbruch segelte er fort. Die fünf Jahre vergingen und er kam nicht, und jetzt sind vierzehn Jahre vergangen, und wir haben nie wieder von ihm gehört."

"Sonderbar," sagte Lord Chetwynd. „Wie war sein Name?"

„Er nannte sich South, aber wir glauben, daß das nur ein angenommener Name war."

„Hielten Sie ihn für den Vater des Kindes?"

„Ja und nein. Er sagte, sie sei eine Waise, aber er umarmte sie, als er fortging, und drückte das Kind wie in schmerzlicher Verzweiflung an seine Brust. Er gehörte offenbar den höheren Ständen an, schien aber ein furchtbares Leid erfahren zu haben, das sein ganzes Lebensglück zerstört hatte."

„Warum ist er nie gekommen, um das Kind zurückzufordern?"

„Wir glauben, er muß gestorben sein, ehe die Zeit zu seiner Rückkehr um war," sagte Mr. Swellan. „Wir haben seinem Befehle zufolge Bernice wie unser Kind erzogen, aber weder sie noch wir werden vielleicht je erfahren, wer sie wirklich ist."

„Aber warum hat Mr. South Bernice nach St. Kilda gebracht?" fragte der junge Marquis. „Er muß es gethan haben, um sie vor Jemandem aus ihrer früheren Heimath zu verbergen; hat er das Kind Bernice genannt oder gaben Sie ihr den Namen?"

„Er nannte sie Bernice South, wünschte aber, daß ich ihr meinen Familiennamen gebe, was ich that, da ich überzeugt war, daß er ihr nicht ihren wahren Namen gegeben habe. Es wird Ihnen vielleicht seltsam erscheinen, mein Lord, daß wir das Kind so ohne Bögen aufnahmen; aber die arme Kleine war so bleich und mager, daß meine Frau, die unsere eigene Kinderlosigkeit betrauerte, sie sofort liebgewann und hat, sie behalten zu dürfen. Der Gedanke, daß sie vielleicht geraubt sei, hat uns nie beunruhigt. Etwas in dem Aussehen des Mr. South ließ einen solchen Argwohn nicht zu. Bernice war uns ein heiliges Pfand, und wir

werden trauern um sie, wenn sie fort sein wird. Aber hat diese Geschichte unseres Mädchens Sie nicht gewarnt, mein Lord, inne zu halten in dieser Angelegenheit, die Ihre ganze Zukunft bestimmen soll? In meiner Liebe für meinen Pfleger und aus Wohlwollen für Sie muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ein englischer Adeltiger bei seiner Heirath klug zu Werke gehen sollte, und Sie werden zugeben, daß kein Mann die Abkunft jener Dame, die er zur Mutter seiner Kinder machen will, sorgfältig genug prüfen kann. Bernice selbst ist edel und rein, und es werden keine Verwandten von ihr auftauchen, um Sie zu belästigen; aber sie hat keinen stattlichen Namen, keine lange Reihe von Ahnen — so viel wir wissen. Es ist sogar möglich, daß, wenn ihre wahre Geschichte bekannt würde, Sie vor ihr zurückzusehen möchten."

„Sie halten es wahrscheinlich für Ihre Pflicht, mir das Alles zu sagen, Mr. Swellan," sagte der junge Marquis ungeduldig; „aber ich bin kein kaltblütig sinnender Weltmann, sondern gewohnt, den Eingebungen meines Herzens zu folgen. Ich frage nicht nach Bernice's Herkunft; sie ist würdig, eine Königin zu sein; ich liebe sie, und beschwöre Sie nochmals, in unsere Heirath zu willigen."

Mr. Swellan fuhr fort, dem jungen Marquis Vernunft zu predigen; aber alle seine Worte waren vergeblich. Lord Chetwynd war nicht der Mann, sich die Erfüllung seiner glühendsten Wünsche verweigern zu lassen.

„Sie werden wenigstens noch ein Jahr warten," sagte der Pfarrer, welcher anfang nachzugeben. „Bernice ist fast noch ein Kind. Ein Jahr wird ihre Liebe erproben."

„Ein Jahr würde mir zu einem Jahrhundert werden!" sprach der Marquis. „Ich möchte Bernice mit mir nach Hause nehmen, Herr. Mein Haus hat keine Herrin außer meiner Stiefschwester, die auch nach dem Tode meiner Mutter noch bei mir lebt. Sie wissen Alles von mir. Ich habe Sie sagen gehört, daß Sie ein Freund früher Heirathen sind. Geben Sie mir Bernice jetzt, und lassen Sie mich sie morgen mit mir nach Hause nehmen."

Die leidenschaftlichen Bitten des jungen Lords, vereinigt mit den schüchternen, flehenden Blicken der bleichen, schweigsamen Bernice, und die bereits geltend gemachten Gründe trugen endlich den Sieg davon.

„Ich willige in eine augenblickliche Heirath zwischen Euch," sagte der alte Pfarrer müde. „Vielleicht ist's besser so. Ich lebe vielleicht kein Jahr mehr, und ich zittere bei dem Gedanken, was aus Bernice werden würde, wenn ich sterbe. Ich hoffe nur, daß weder Sie, mein Lord, noch Bernice je Ursache haben werden, es zu bereuen, daß Sie meine Einwilligung zur Heirath zu leicht erlangten. Da es entschieden ist, wäre es gut, die Trauung ohne langes Bögen zu vollziehen. Kommen Sie morgen Vormittags um elf Uhr in die Kirche, mein Lord, und wir werden auch dort sein."

Lord Chetwynd dankte in glühenden Worten und verabschiedete sich bald darauf. Bernice begleitete ihn bis zum Strande hinab.

„Ich hoffe, ich thue Recht, Caroline," sagte der alte Pfarrer, dem jungen Paar mit angstvollen Blicken nachschauend. „Lord Chetwynd liebt unser Mädchen — und sie liebt ihn. Trotz des Geheimnisses, das ihre Herkunft umgiebt, und allen Möglichkeiten unangenehmer Verwandtschaften ist sie selbst seiner würdig. Er hat keine Blutsverwandten, die ihm Vorwürfe machen können, daß er sich an ein namenloses

Mädchen weggeworfen hat. Was bedeutet aller Rangeshunterschied, wenn man die Ewigkeit so nahe vor Augen hat, wie ich. Ich habe Recht, unserm Lieblinge eine so glänzende Zukunft zu versichern, eine solche glückliche Heimath, einen so liebevollen Gatten — und doch, und doch, eine plötzliche Ahnung überfällt mich, daß diese Heirath vielleicht der Beginn großen Wehs für Bernice ist. Ich bin thöricht, liebes Weib. Dieses Vorgefühl ist ihrer und meiner unwürdig. Ich habe ihnen mein Wort gegeben und ich werde es halten, aber ich wünschte, bei Gott, ich könnte zehn Jahre vorwärts schauen und sehen, ob diese Heirath glücklich oder unglücklich ausfallen wird.“

Zweites Kapitel.

Der Hochzeitmorgen des Marquis von Chetwynd und der Baronin Swellan brach trübe und bewölkt an. Als der Tag vorrückte, fing es heftig zu regnen an.

Man konnte die in der Bucht liegend Nacht nur undeutlich sehen und die sonst lustig vom Mastbaume wehende Flagge hing heute schwer und durchnäßt herab. Die Wogen schlugen brausend an die Felsen und Alles sah grau und traurig aus.

Es war ein unpassender Morgen für eine Hochzeit und manches alte Weib von der Insel prophezeite deshalb viel Böses für die junge Braut.

Da sich die Nachricht von Bernicens Heirath mit dem jungen Lord rasch durch's Dorf verbreitet hatte, war der größte Theil der Dorfbewohner schon vor zehn Uhr in der Kirche erschienen. Einige Frauen und Kinder hatten vor der Kirchenthüre Blumen gestreut, aber sie waren vom Regen ganz durchweicht und farblos geworden. Bald nach halb elf Uhr erschien der ungeduldige, junge Bräutigam in der Kirche. Er war von seinem Steuermann und vier seiner Matrosen in schmuder Uniform begleitet.

Es war fast elf Uhr, als die Swellans mit der jungen Braut erschienen. Der Pfarrer war im Ornate und sah angegriffen aus, als ob er eine schlaflose Nacht verbracht hätte. An seinem rechten Arm hing seine Frau, deren sanftes Gesicht leicht geröthet war von freudiger Erregung.

Bernice hing bleich und mit gesenkten Blicken an Mrs. Swellan's linken Arm. Ihr Anzug war die Einfachheit selbst, bestehend aus einem weißen Muslinkleid ohne jeden Aufputz und nur ein weißes Band um die Taille geschlungen und weiße, duftende Rosen an der Brust und in den Haaren.

Miß Sylsia Monk's Kammermädchen hätte das Geschenk eines solchen Anzuges sicherlich mit Verachtung zurückgewiesen und doch sah Bernice in demselben nobel wie eine Prinzessin aus und Lord Chetwynd's Herz hüpfte vor Entzücken hoch auf, als er sie erblickte.

Hinter der Pfarrersfamilie kamen ihre zwei alten treuen Dienerinnen, welche mit unbegrenzter Liebe an Bernice hingen.

Mr. Swellan führte seine Adoptivtochter dem jungen Marquis zu und das Brautpaar nahm seine Plätze vor dem Altar ein.

Die einfachen Worte waren bald gesprochen und das bisher Bernice Swellan genannte Inselmädchen war nun Marquise von Chetwynd.

Der Pfarrer und seine Frau umarmten ihren Liebling unter Thränen, obwohl Beide über die Aussicht einer so glänzenden Zukunft für sie glücklich waren. Arm, namen-

los, nicht schön, aber reich begabt mit Genie und Anziehungskraft, hatte Bernice ein Herz gewonnen, nach welchem manches hochgeborne Fräulein vergeblich geangelt hatte, und Rang und Reichthum, deren Glanz und Größe selbst für manche Lady blendend gewesen wäre. Wahrlich, an ihrem Hochzeitmorgen, als sie da stand, so sicher der Liebe ihres sie anbetenden Gatten, hätte ihr selbst der Weise nur eine glänzende von keinem Schmerz getrüübte Zukunft prophezeit. Und doch, als Mr. Swellan sich hinabneigte, um sie zu küssen, durchzuckte eine bange schmerzliche Ahnung — wie am vergangenen Abend — seine Brust und für den Augenblick hätte er sein halbes Leben drum gegeben, hätte er die Trauung ungeschehen machen können. Im nächsten Augenblick lächelte er jedoch über seine thörichte Angst, und bemühte sich, sie zu vergessen.

Der Steuermann brachte seine Glückwünsche dar und redete die junge Braut bei ihrem neuen Titel an. Die Matrosen gingen unter Bücklingen an dem Brautpaare vorbei zur Kirche hinaus, um auf die Nacht zurückzukehren, und dann schauerten sich die Inselbewohner mit Thränen und Glückwünschen um Bernice, die von Allen mit seltener Hingebung geliebt wurde.

Sie war stets wie ein guter Engel in den Hütten der armen Dorfbewohner erschienen und sie hatten sie auch immer ihre Sonne genannt.

Es war zwölf Uhr vorbei, als die Brautgesellschaft in das Pfarrhaus zurückkehrte. Dort wurde ein einfaches Mahl eingenommen und erst nach demselben bemerkte Lord Chetwynd Mr. Swellan's Verstimmung.

„Es macht Ihnen Kummer, wie ich sehe, daß Sie Bernice verlieren sollen,“ sagte Lord Chetwynd in freundlicher Theilnahme. „Ich beabsichtige nicht, Sie ganz von ihr zu trennen. Sollten Sie in St. Kilba bleiben, so bringe ich Ihnen Bernice im nächsten Sommer. Aber warum wollen Sie hier bleiben, Mr. Swellan? Sie haben den Bewohnern von St. Kilba Ihre besten Jahre geopfert, und sollten im Alter ausruhen.“

„O nein,“ sagte der Pfarrer seufzend. „Ich bin nicht zur Ruhe geschaffen; ich muß und will arbeiten bis zu meinem letzten Athemzuge.“

„Benigstens könnten Sie das Feld Ihrer Thätigkeit wechseln,“ sagte der junge Marquis ernsthaft. „Warum wollen Sie sich länger hier auf dieser einsamen Insel, in dieser ungesunden Klima begraben? Sie sehnen sich nach besserer Gesellschaft, nach dem Verkehr mit gebildeten Menschen. Sie sind hier wie in einer Wüste. Lassen Sie einen jüngeren Mann Ihren Platz einnehmen, und wenn Sie schon arbeiten müssen, will ich Ihnen in England eine Stelle verschaffen, wo Ihre Talente anerkannt werden. Ich habe auf meinen eigenen Gütern vier große Pfarreien zu vergeben. Eine davon ist nächst Chetwynd-Park, meinem Wohnsitze, und wird noch dieses Jahr frei. Wollen Sie diese Stelle nicht annehmen? Es würde Bernice und mich glücklich machen, wenn wir Sie in unserer Nähe haben könnten.“

Mr. Swellan lächelte traurig, doch dankbar.

„Ich kann meine Arbeit hier nicht eher aufgeben, mein Lord, als bis ich zur ewigen Ruhe einberufen werde,“ sagte er. „Unser Leben ist mit dem unserer Leute hier verwebt. Ich werde hier sterben und am Strande begraben liegen. Ich bin kein ehrgeiziger, hochstrebender Mann, mein Lord, und trachte nur, meine Pflicht vor Gott dem Herrn zu erfüllen.“

Aber ich hoffe, Sie bringen uns Vernice nächstes Jahr nach St. Kilba; und vielleicht besuchen wir Sie gar einmal in Chetwynd-Park."

Die Stunden dieses letzten Nachmittags vergingen Allen nur zu rasch. Der alte Pfarrer und seine Frau ertheilten noch liebevolle Rathschläge, und Vernice ging umher, Abschied zu nehmen von ihrer bisherigen Heimath.

Ihr spärliches Gepäc wurde an Bord der Nacht geschickt; und spät am Nachmittag begab sich das Brautpaar von Mr. und Mrs. Swellan begleitet ebenfalls dahin. Sie wurden mit Hochrufen von den Matrosen empfangen. Da es noch fortwährend regnete, konnte man nicht auf dem Verdecke bleiben, und die Gesellschaft ging in den untern Raum hinab.

Die erste Kabine war so elegant und schön eingerichtet wie das Douloir einer jungen Dame und gab Zeugniß von dem feinem Geschmack ihres Besitzers.

Der anstehende Raum war für Lady Chetwynd's Benutzung hergerichtet. Diese Kabine war sehr geräumig und erhielt von drei Seiten Licht. Der Fußboden war mit einem blauen Sammetteppich bedeckt; ein breites niedriges und sehr elegantes Bett war an der Wand befestigt, und von weißen mit blauen Schnüren und Quasten emporgehaltenen Spitzenvorhängen fast verhüllt. Ein Lehnstuhl und ein Sopha aus blauem Sammt, ein Schreibtisch, einige Bücher und hübsche Silber erhöheten den reizenden Eindruck, den das Gemach machte.

Anstoßend daran war eine Badekabine.

Mrs. Swellan wurde nicht müde, all' diese Dinge, deren ihr Liebling sich erfreuen sollte, zu loben; denn die gute Frau sah darin einen Vorgesmack größerer Herrlichkeiten, die Vernice genießen sollte.

"Ich selbst trage kein Verlangen nach solchen Dingen," sagte sie; "aber Vernice scheint zum Genosse derselben geboren, und warum sollte sie sich ihrer nicht erfreuen."

Eine feine Mahlzeit wurde in der hellerleuchteten, ersten Kabine aufgetragen, und der junge Marquis machte in liebenswürdigster Weise den Hausherrn. Man verweilte möglichst lange dabei; als es aber ganz finster wurde, erhoben sich die Swellan's, um Abschied zu nehmen.

Dieser wurde Allen sehr schwer. Vernice war das Lebenslicht und die Freude ihrer Pflegeeltern, und diese waren ihr, so lange sie den jungen Marquis nicht kannte, die ganze Welt gewesen. Die Trennung war sehr schmerzlich; aber sie war endlich vorbei. Vernice warf sich schluchzend auf einen Divan, und Lord Chetwynd begleitete das alte Paar in seinem Boote an den Strand.

"Seien Sie gut gegen unser Kind," sagte der Pfarrer in erstüctem Tone, dem Lord die Hand drückend. "Möge der Himmel so an Ihnen handeln, wie Sie an ihr, mein Lord."

Am nächsten Augenblicke sprang Lord Chetwynd wieder in das Boot und ruderte zur Nacht und zu seiner wartenden Braut zurück.

Der alte Pfarrer und seine Frau standen an dem von Nacht und Sturm umgebenen Strande und schauten weinend nach dem Schiffe hinüber.

Eine Laterne wurde an dem Hauptmaste befestigt und der rothe Schein flackerte über die Wogen hin.

Sie hörten die Befehle des Steuermannes, das Krachen der Tauen und die eiligen Fußtritte auf dem Verdeck. Dann schwankten die Umrisse des Schiffs und die Nacht bewegte sich langsam dem Meere zu.

"Es ist hart, sie fortzulassen," schluchzte Mrs. Swellan, sich an ihren Gatten lehrend; "aber wir sind alt, David, und es ist so am besten. Was immer mit uns geschieht, unser Liebling ist versorgt."

"Aber wie?" sagte der Pfarrer angstvoll. "Ich habe trübe Ahnungen, Karoline — ein schreckliches Vorgefühl, das mich schon zweimal beschlich, übermannt mich wieder. Sie ist gar so jung. Der Marquis ist gut und edel; aber die Welt ist voll Schlechtigkeiten, von denen Vernice in ihrer Reinheit und Unschuld gar nichts ahnt. Wenn ich heute Morgens das Gefühl gehabt hätte, das ich jetzt habe, hätte ich sie nicht getraut. Ich wollte, daß wir mehr von diesen Stiefgeschwistern Lord Chetwynd's — Gilbert und Sylvia Monk — wüßten! Sie können ihr Kummer bereiten; aber aus was immer für einer Quelle er kommen mag, ich fühle es jetzt in tiefster Seele, sie wird bitteren und schweren Kummer haben. Wenn ich nur weiser gewesen wäre! Aber meine Vorsicht kommt zu spät. Wir müssen sie Gottes Schutz und ihrem Gatten überlassen. Dort verschwindet das Schiff, Karoline, das sie ihrem Schicksale entgegen trägt!"

Die schwachen Umrisse der Nacht verschwanden in der Dunkelheit. Aber plötzlich stiegen von dem Verdecke derselben hintereinander drei Raketen empor und bei dem rothen Schimmer sahen die alten Leute noch einmal das Schiff und das Brautpaar, das am Verdecke stand und sich innig umschlungen hielt.

Etwas später war die Nacht den sehnächtigen Blicken, die sie verfolgten, verschwunden und mit ihr Vernice, nun Marquise Chetwynd. Sie war nicht länger ein unbekanntes Inselmädchen. Sie hatte einen stolzen Namen empfangen und sollte nun einen hohen Rang in der aristokratischen Welt einnehmen. Aber war ihre Zukunft so hell und glänzend, als sie sich sie ausmalte? Sollte das Glück, das sie jetzt umgab, immer fortbauern? Oder war Mr. Swellans schreckliches Vorgefühl eine schlimme Prophezeiung? Konnte es sein, daß in der großen Welt, welcher sie entgegen ging, tödtliche Gefahren und furchtbare Abgründe auf sie lauerten?

Drittes Kapitel.

Es war eine reizende Seereise, welche das junge Paar von St. Kilba nach den Küsten Schottlands zurücklegte. Während der ersten Nacht dauerten Wind und Wetter fort, und der Himmel war finster und sternlenker. Die leichte Nacht flog rasch über die schäumenden Wogen dahin, und als der Morgen anbrach und das Firmament sich aufklärte und die Sonne wieder wärmende Strahlen nieder sandte, waren sie schon weit von St. Kilba entfernt.

(Fortsetzung folgt.)

Cleanor.

Roman von Mary Deason.

Erstes Buch.

Die Buchen von Carrisford.

Erstes Kapitel.

Sir William.

Bereits vor zwei Stunden hatte er sich unter die Buchen in seinem Park fahren lassen, und seitdem fast regungslos, nur mit seinen Gedanken beschäftigt, dageessen. Denn hier war des alten Mannes Lieblingsplatz, und hier verweilte er an schönen Sommertagen, bis er des Anblicks der Landschaft, wie der Einsamkeit und seiner eigenen Gesellschaft müde war.

Ungefähr hundert Schritte von ihm entfernt, stand ebenso regungslos, seines Winkes harrend, ein Diener, welcher stets von Neuem darüber wachsam, wie Sir William nach jahrelangem Anstarren des Waldes, der Wiesen und Felder, sich diesem Vergnügen immer wieder überlassen mochte. —

Seit der Genesung von seiner letzten gefährlichen Krankheit hatte der alte Baronet diesen Punkt, die Buchen in seinem weitläufigen Park, ganz besonders lieb gewonnen, und öfterer noch als sonst weilte er in seinem Rollstuhl unter ihnen, die wie im Gebet gefalteten Hände auf der weichen Leopardenbede ruhend, und überblickte das Gut, das seit Menschengedenken seiner Familie angehört hatte.

Es war auch ein besonders lieblicher Fleck Erde, dieser alte Familienbesitz, reich von der Natur mit Schönheit und Fruchtbarkeit ausgestattet.

Der jetzige Besitzer desselben dagegen war von der Wucht der Jahre gebeugt, seine Gestalt, einst hoch und stattlich, wie auch seine Gesichtszüge waren verfallen, und letztere hatten dadurch an Schärfe noch bedeutend zugenommen. Nur seine kalten, grauen Augen hatten keinerlei Veränderung erlitten, sondern hafteten sich mit gewohnter durchbohrender Schärfe auf jedes menschliche Angesicht, und wie sonst ward es dem bösen Gewissen schwer, sich ihrem Einfluß zu entziehen.

Zu der Zeit, wo diese Erzählung beginnt, war Sir William Relydale härter und abstoßender noch als je in Wort und Wesen, und seine Diener wandten scheu ihre Blicke von ihm, wenn sie in seine Gegenwart beordert wurden. Dazu war er allein auf Averb Court; denn seine Enkelin, das einzige Wesen, das er liebte, und das Einfluß auf ihn hatte, war abwesend, ward aber nach einigen Tagen zurückwartet. Im Dorfe, welches er jetzt nie mehr betrat, hieß es allgemein, daß er noch gerade so stolz wie früher sei, und daß die vielen harten Schicksalsschläge, die er erfahren, ohne Wirkung auf ihn geblieben.

Dem war indeß nicht so; Sir William hatte das viele Unglück, das seine Familie betroffen, tief und schmerzlich empfunden, allein sein Stolz duldete nicht, daß er seinen Untergebenen seinen Schmerz zeigte, und er verschloß ihn daher in seine eigene Brust. —

Etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang an jenem Augusttage erwachte Sir William Relydale mit einem Seufzer

— einem Wehelauf — aus seinem tiefen Nachdenken. Dieser Seufzer berief den alten Diener an seine Seite; er blickte seinen Herrn fragend an, allein dieser hatte schon die gewohnte Fassung und Ruhe wiedererlangt und sagte, ohne auch nur die Augen aufzuschlagen: „Wer hieß Euch kommen, Job?“

„Ich dachte — —“

„Spart Euch die Mühe, mir Eure Gedanken mitzutheilen,“ entgegnete in kaltem Tone sein Gebieter. „Die meinigen sind mehr als ausreichend für mich. Wie spät ist es?“

Obgleich Sir William eine kostbare goldene Uhr in der Tasche hatte, mangelte es ihm in dem Augenblick an Energie, dieselbe hervorzuziehen. Job blickte daher auf die seinige, die unförmlich groß und von Silber war, und antwortete, nachdem er sie möglichst geräuschvoll geschlossen: „Drei Viertel auf Fünf, Sir William.“

„Sind jene Leute noch an der Arbeit?“ lautete die nächste Frage des Gebieters, indem er zugleich nach der rechten Seite deutete, wo Job so lange gestanden hatte.

„Die Holzarbeiter haben erst um sechs Uhr Feierabend, Sir William.“

„Welch' unerträgliches Geräusch sie den ganzen Tag verursacht haben! Mir schmerzt der Kopf von dem Schall ihrer mir so verhassten Aexte und Sägen!“ murmelte er und preßte seine feinen, weißen Hände gegen die Schläfe, von denen er die schwarze Sammetkappe, die er stets trug, zurückschob. „Nach Hause, Job!“ fügte er dann lauter hinzu.

Job, der ein ebenso finstler blickender Mann als sein Herr, jedoch bedeutend kleiner als dieser war, trat jetzt hinter diesen Rollstuhl, und schob ihn dem Herrenhause zu, einem stattlichen Gebäude aus rothen Backsteinen, wie sie zur Zeit der Königin Elisabeth auf den Edelitzen ausgeführt wurden. Eine breite Treppe führte die Terrasse hinan, welche sich längs des ganzen Hauses nach der Gartenseite hin erstreckte, und auf dieser wartete bereits Sir William's eigentlicher persönlicher Diener, um seinen Herrn in Empfang zu nehmen.

Letzterer war weniger schwach, als der Leser glauben mag und er selbst glaubte, denn als er die Terrasse erreichte, erhob er sich rasch und ohne Hilfe, ergriff den Arm des Wartenden, stieg die bequemen Stufen hinan, durchschritt den zierlich angelegten Blumengarten und begab sich dann in seine Gemächer, welche zur ebenen Erde lagen. Eine kleine Weile später saß er an seiner Mittagstafel, einsam und allein, jedoch mit dem gewohnten Ceremoniell, indeß drei Diener im Speisesaal anwesend waren, seiner Wünschen und Forderungen nachzukommen.

Für den stillen Beobachter, der zum ersten Mal diesen geräumigen Speisesaal betrat, war es ein unheimliches, fast gespensterhaftes Mahl, denn trotz der vielen brennenden Wachskerzen herrschte Dämmerung in demselben und zu gleicher Zeit das tiefste Schweigen; weder Herr noch Diener sprachen, und Letztere traten auch so leise wie möglich auf, um, so viel sie konnten, Sir William's Nerven zu schonen.

Dieser genoß nur wenig von den schmachtenden, eigends für ihn zubereiteten Speisen, trank nur wenig von dem auf Eis gestellten Wein, beobachtete aber seine Diener um so schärfer und genauer, die von Herzen froh waren, sich endlich zurückziehen zu können, als von den schmalen, blassen Lippen ihres Gebieters der Befehl ertönte: „Theilt Mr. Prayse mit, daß ich mich freuen würde, ihn auf einige Augenblicke hier zu sehen!“

Erst als sie diese gemessenen Worte vernommen, war es ihnen vergönnt, den unheimlichen Speisesaal zu verlassen.

Bald nach ihrem Verschwinden trat ein wohlbeleibter Herr von einigen fünfzig Jahren ein. Sein Gesicht hatte eine frische, blühende Farbe, sein Haupt dagegen war fast kahl; seine ganze Persönlichkeit verrieth einen wohlwollenden Charakter und kaum hatte ihn der Gebieter von Aver Court erblickt, als er möglichst freundlich sagte: „Nehmen Sie einen Stuhl, Prayse.“

Mr. Prayse kam diesem Wunsche nach und Sir William, sein Glas von Neuem füllend, wobei er heftig einen Crystallteller, der ihm im Wege war, bei Seite schob, fuhr in seinem gewöhnlich kurzen, scharfen Tone fort: „Ist Alles zu Miß Kelydale's Empfang, welche, wie Sie wissen, morgen zurückkehrt, bereit?“

„Ja, Sir William!“

„Ganz so, wie sie es wünscht, damit sie nicht gleich bei Ihrer Heimkehr über die Diensthofen zu klagen hat?“

„Sie wird ganz zufriedengestellt sein, Sir,“ entgegnete ruhig Mr. Prayse. „Mr. Edward hat jeden einzelnen Gegenstand von der Stelle gehabt.“

„Mr. Edward hat viel Zeit und Mühe unnötig verschwendet,“ lautete die scharfe Bemerkung des Gebieters von Aver Court, die eine noch höhere Röthe auf dem Antlitze seines Untergebenen hervorrief. „Ich glaube zwar sehr Ihrer Versicherung, Mr. Prayse, dennoch bin ich fest überzeugt, daß schon morgen Miß Kelydale's Klagen mir beweisen werden, wie wenig ich mich auf meine Diener verlassen kann.“

Mr. Prayse schwieg; er war schon lange genug in seiner jetzigen Stellung, um mit Sir William's Art und Weise, wenn er das große Haus allein bewohnte, hinlänglich vertraut zu sein und zugleich zu wissen, daß die Schärfe und Bitterkeit, welche meistens seine Bemerkungen kennzeichnete, sich um so eher verlor, je weniger man derselben Widerspruch entgegensetzte. Außerdem war er fest überzeugt, daß Sir William ihn nicht rufen lassen, um über Miß Kelydale's Rückkehr nach Aver Court zu reden, sondern daß dies Gespräch nur die Einleitung zu einem weit wichtigeren sei. Auch glaubte er genau zu wissen, was die Gedanken des alten Baronet beschäftigte und in diesen reizbaren Zustand versetzte; allein er hielt es seiner Stellung nicht für angemessen, gerade auf das Ziel los zu steuern.

Möglich war's, daß Sir William Kelydale dies ebenfalls dachte, allein denn dankte er seinem Untergebenen diese Rücksicht nicht; seine Züge hingegen umdüsterten sich noch mehr, seine Stirn legte sich in tiefere Falten, ärgerlich fuhr er mit der rechten Hand nach der Sammetkappe, die er dadurch verschob, so daß einige dünne Locken seines weißen Haares sichtbar wurden, und endlich sagte er mit scharfer Betonung: „Jene Schotten sind sehr langsam bei der Arbeit. Sie versprochen doch, daß das Holz vor der Rückkehr meiner Enkelin — vor dem vierundzwanzigsten August von dem Gute entfernt sein solle, — morgen nun haben wir den fünfundzwanzigsten

und sie sind sammt und sonders noch hier! Es steht zwar geschrieben: „Alle Menschen machen sich der Sünde schuldig,“ wir aber können mit Gewißheit behaupten, daß die Schottländer es thun und hier gethan haben!“

Mr. Prayse vermochte das Zucken seiner Mundwinkel nicht zu unterdrücken; es entging auch dem scharfen Auge des Baronets nicht, der sogleich mit großer Ruhe fragte:

„Hat meine Bemerkung Ihre Sachlust erregt, Mr. Prayse? Oder finden Sie meine persönliche Erscheinung heute ungewöhnlich komisch?“

Mr. Prayse erröthete abermals; allein Sir William's Charakter — soviel dies möglich war — kennend, unterließ er jede Bemerkung wie Entschuldigung, und entgegnete: „Die Deute hatten vergangene Woche Unglück mit der Maschine, vermittelst welcher sie das Holz nach der Eisenbahnstation zu bringen gedachten, Sir William; doch glaube ich gewiß, daß alle uns Sonnabend verlassen werden.“

„Sie haben also selbst diesen Tag genannt?“

„Der Geschäftsführer nannte Sonnabend als den letzten Tag, wo er hier sein würde.“

„Morgen ist Mittwoch,“ fuhr nach einer kleinen Pause der Baronet fort, „meine Enkelin kommt — und vier Tage bleiben ihnen noch, während welcher sie mich mit ihren Fragen quälen wird, die ich, so gut ich kann, beantworten muß. Prayse, Sie wissen doch, was Sie zu sagen haben — was ich für gut finde, daß Sie sagen — um ihres Stolzes sowohl, wie auch des meinigen zu schonen.“

„Gottes Segen über Miß Kelydale — ja, Sir!“

„Sollten Sie einmal wieder in andächtiger Stimmung sein, Mr. Prayse, so behalten Sie doch Ihre Segenswünsche für Ihre eigene Familie. Die Kelydale's bedürfen weder des Segens noch der Hilfe eines andern Menschen!“

Mr. Prayse übergab auch diesen Beweis der fixirten Stimmung seines Gebieters mit Stillschweigen. Er wich, was sich schon öfterer als rathsam erwiesen, auch diesmal von dem eigentlichen Gegenstande der Unterhaltung ab, und sagte in geschäftsmäßigem Tone: „Die Maschine ist jetzt vollständig hergestellt, und vermag fast Unglaubliches zu leisten. Zwar müssen unsere Wege arg darunter leiden, jedoch der Geschäftsführer hat mir die Beruhigung gegeben, daß sie auf Kosten seiner Firma ausgebessert werden.“

„Halten Sie nur darauf, daß das sofort geschieht, sonst kommt uns nachher noch das Dorf mit Ansprüchen und Forderungen, die wir dann tragen können. Ghe ich es vergesse, Prayse, ist jenem Manne von Glasgow mein Auftrag ausgerichtet?“

„Ich selbst habe es gethan, Sir William.“

„Wann?“

„Vor zwei Tagen.“

„Vor zwei Tagen also sagten Sie jenem Manne, daß es mir lieb sein würde, ihn zu sehen, sobald es seine Zeit erlaube; daß ich bis Mittwoch allein und um fünf Uhr speisen würde, und wir nach Tisch Geschäftsangelegenheiten besprechen könnten — und hat er Sie richtig verstanden?“

„Ja, Sir William.“

„Nun, und was antwortete er?“

„Daß er Sir William Kelydale sehr verbunden sei.“

„Weiter nichts?“

„Nein!“

„Ein eingebildeter, ungeschliffener Krämer, sonst hätte er die Ehre, mit einem Edelmann zu speisen, wohl zu würdigen

gewußt!" bemerkte Sir William in verächtlichem Tone. „Ist nicht dieser Geschäftsführer ein jüngerer Theilhaber der Firma — nun, Sie wissen wohl, wen ich meine?"

„Ja, Sir William.“

„Natürlich werde ich noch das Vergnügen haben, ihn zu sehen, sobald nur seine Laune oder Geschäfte es gestatten. Sie können ihm den Wink geben, Prayse, daß ich jetzt um elf Uhr Morgens zu sprechen bin. Einer Einladung zur Mittagstafel erwähnen Sie weiter nicht!"

„Sehr wohl, Sir William.“

Mr. Prayse erhob sich, zögerte aber wie ungewiß, ob er sämtliche Befehle des Baronet schon vernommen. Und wirklich waren seine Zweifel gegründet, denn in kürzerem Tone noch, als bisher, fragte Sir William:

„Wo wohnt jener Mann?"

„In — in dem Wirthshause hier im Dorfe,“ entgegnete Mr. Prayse nach kurzem, eigenthümlichem Zaudern.

„Wie heißt er? Ich erinnere mich nicht, seinen Namen gehört zu haben.“

„Hope, Sir William.“

Bei Nennung dieses Namens blickte Mr. Prayse fast ängstlich auf seinen Gebieter, jedoch ohne Grund, denn das Wort schien keine Erinnerungen in ihm zu wecken, und mit erleichtertem Herzen wandte sich der Verwalter nochmals zum Gehen, als Jener sagte:

„Erzeigen Sie mir doch die Gefälligkeit, Prayse, sich nach dem Wirthshause zu verfügen. Sollten Sie Mr. Hope jetzt dort antreffen, so theilen Sie ihm doch mit, daß Sir William Relydale ihn noch diesen Abend zu sprechen wünscht.“

„Noch diesen Abend, Sir?"

„Ja; es ist noch früh und meine Zeit nicht weiter in Anspruch genommen. Ich liebe die Anwesenheit solcher Geschäftsleute in meinem Hause nicht, sobald es Miß Relydale wieder beherbergt.“

„Wenn aber Mr. Hope beschäftigt ist, Sir?"

„So sagen Sie ihm, daß meine Geschäfte mit ihm von großer Wichtigkeit sind, und ich ihn zu keiner anderen Zeit sehen kann. Auch würde ich in dem Falle nach Glasgow schreiben, um die Sache brieflich zu Ende zu bringen. Ich habe bereits genug gehabt von der Unverschämtheit dieses Mannes, und ziehe es vor, mit der Firma selbst zu unterhandeln. Unfehlbar wäre er gestern oder heute zur Mittagzeit erschienen, wäre er etwas mehr noch als nur ein reicher Mann. Seien Sie nur noch so gütig, meinem Diener zu sagen, daß ich seiner bedarf, und Prayse, schlagen Sie die Thür nicht, wie dies leider Ihre Gewohnheit ist.“

Stillschweigend entfernte sich Mr. Prayse und gleich darauf trat der gewünschte Diener ein.

„Gibt mir Ihren Arm und führt mich auf die Terrasse hinaus, es ist so unerträglich heiß in den Zimmern,“ gebot Sir William und legte seinen Arm in den dargebotenen seines Dieners. Dieser führte ihn, wie er geboten, in's Freie, in die Blumenanlagen auf der Terrasse, wo ein Springbrunnen unaufhörlich Frische und Kühle spendete.

Der Abend hüllte bereits die Gegend in Dämmerlicht; die Buchen, unter denen Sir William am Nachmittage so lange nachgedenkt, standen in ihrer ganzen majestätischen Höhe unbeweglich da, und hinter ihnen und über ihnen dehnte sich der tiefbunte Abendhimmel aus, an dem schon einzelne Sterne flimmerten, während im Westen der letzte

helle Schimmer, der noch von der untergehenden Sonne übrig geblieben, allmählig zu verschwinden begann.

Unterdeß schritt rüstig Mr. Prayse durch den Park dem Dorfe zu. Offenbar waren seine Gedanken mit der nächsten Zukunft beschäftigt, denn er sagte halb laut: „So werden sich denn, wie er noch gestern bemerkte, nach zehn langen Jahren diese beiden Männer unvermeidlich gegenüberstehen! —“

Zweites Kapitel.

Der Mann von Glasgow.

Gleich einem Manne, der im Begriff steht, einen schwierigen Auftrag zu vollziehen, eilte unaufhaltsam, raschen Schrittes Mr. Prayse durch den Park dahin. Er hatte diese Zusammenkunft lange vorausgesehen, sich das mögliche Ergebniß derselben vorgestellt und auch gefürchtet — er, der friedliebende Mann — in die nächsten, vielleicht stürmischen Ereignisse verwickelt zu werden.

Zwar hatte er gehofft, so unglaublich dies auch war, als der Mann von Glasgow, wie Sir William Relydale verächtlich ihn genannt, die Einladung des Baronets ablehnte, daß er verschont bleiben würde, allein er hatte keinen Augenblick daran gezweifelt, daß diese beiden Männer, ehe der Eine von ihnen die Gegend wieder verließ, sich einander gegenüber stehen würden.

Am Fuße des Hügels angelangt, auf dem der alte Familiensitz der Relydale's erbaut war, befand sich zur Linken des Verwalters ein dichtes Gehölz, ein düsterer Punkt, bei einbrechender Nacht wohl geeignet, in ängstlichen Menschen eine Anwendung von Furcht zu erregen. Allein Mr. Prayse, wenn auch von friedlicher Gestattung, war dennoch keine ängstliche Natur, auch kannte er fast jeden Fleck und Winkel des alten Gutes, und fühlte sich überall und zu jeder Zeit auf demselben heimisch. Die Fenster seines eigenen Hauses blickten auf den Park hinaus und leuchteten ihm jetzt aus der Ferne entgegen, und zweimal täglich ging er diesen Weg, um sich nach dem Herrenhause und zurück in seine Wohnung zu begeben.

In dem Stück Waldland, welches sich den Hügel hinauszog und meilenweit über die Gegend und jenseits des Parkes auszudehnen schien, waren überall Spuren großer Verheerung sichtbar, die selbst das Dunkel der einbrechenden Nacht noch deutlich erkennen ließ. Hunderte von uralten Bäumen lagen gefällt da; der Boden war mit Aesten und Zweigen bedeckt, welche die Holzarbeiter schon von den riesengroßen Stämmen abgetrennt hatten; an deren Stellen war die Erde weit aufgerissen und fast überall rücksichtslos der Anwuchs des Unterholzes zerstört. Durch die großen Richtigungen, die überall entstehen mußten, ward der Schönheit der Landschaft bedeutend Abbruch gethan, und selbst Mr. Prayse, der sonst nur selten ein bewunderndes Auge für die so liebliche Gegend hatte, hemmte inmitten dieser Verwüstung seine Schritte, wie er es an jedem Morgen und Abend gethan, seit Sir William den Handel mit den Schottländern am Clyde abgeschlossen, und schüttelte immer wieder und wieder das Haupt über die Zerstörung, die Niemand mehr im Stande war von dem Gute abzuwenden.

„Wie konnte es doch nur so weit kommen! Es muß mit Sir William ungleich schlimmer stehen, als ich je zu fürchten gewagt!“ dachte der Verwalter, wie er seit dem Augenblicke gedacht, wo die Leute mit ihren Aexten und Sägen in

Garrisford erschienen waren. „Dennoch begreife ich es nicht, und ebensowenig, wo er das viele Geld gelassen!“

Er mußte seine letzten Gedanken laut geäußert haben, denn es erfolgte sogleich eine Antwort darauf, welche ihn im ersten Augenblicke fast erschrecken ließ.

„Das Geld gleicht einem Gewässer, Mr. Prayse. In weissen Händen treibt es mit Vortheil das Rad des Lebens — und nur die Thoren und Träumer lassen es, ohne Nutzen und Vortheil daraus zu ziehen, dem Meere zufließen.“

Diese Worte wurden in einer tiefen, zwar nicht klangvollen Stimme gesprochen, die Mr. Prayse sogleich erkannte. Sein Haupt der Richtung zuwendend, woher er sie vernommen, entgegnete er:

„Wie, Hope, Sie hier, zu dieser Stunde?“

„Ja, alter Freund, ich hier, zu dieser Stunde.“

„Was aber thun Sie hier, jetzt in der Dunkelheit?“

„Ich ruhe mich nach der Hitze und Mühe des Tages aus, und ziehe den Aufenthalt unter dem kühlen Abendhimmel der heißen Gaststube, wie Ihrem etwas beschränkten Wohnzimmer vor.“

„Sehr verbunden!“ antwortete ruhig Mr. Prayse.

„Trotz aller seiner Anziehungskraft,“ fügte schnell der Sprecher hinzu, „denn Sie wissen, daß ich deshalb die Gesellschaft einer lieben, gutherzigen, alten Dame, ihres ebenso gutherzigen Gatten, und jenes Etwas, das nach und nach ganz aus der Gesellschaft verschwindet — eines liebenswürdigen, häuslichen, jungen Mädchens, aufgeben muß!“

„Sie sind diesen Abend schlechter Laune, Archi!“

„Woher wissen Sie das?“

„Ihre Worte verrathen es mir!“

„Welch scharfer Beobachter Sie sind!“

„Lassen wir das! — Ich wollte Sie übrigens auffuchen, denn ich habe einen Auftrag von Sir William für Sie.“

„Von dem hochgeborenen, vornehmen Manne? — O! lassen Sie mir einen Augenblick, mich würdig darauf vorzubereiten!“ und das Lachen des jungen Mannes entsprach dem Hohn, der in seinen Worten lag.

„Ich will mich zu Ihnen setzen und Ihnen meine Botenschaft ausrichten,“ sagte der Verwalter, neben dem jungen Manne auf einem Baumstamm Platz nehmend.

Dieser, einen Stock in seinen Händen schwingend, wandte das Haupt dem älteren Freunde zu, wodurch seine Züge in der zunehmenden Dämmerung deutlich zu erkennen waren. Diese verriethen einen festen, entschiedenen Charakter, den weder die Welt, noch die Menschen darin zu beugen vermochten, und wenn auch die Festigkeit, die sie nur allzürichtig andeuteten, zu Zeiten etwas Zurückstößendes haben konnte, so blickte man doch gern in das männlich schöne Antlitz von Archibald Hope, welches einem Jeden Vertrauen einflößen mußte.

Das that auch das ganze Auftreten, wie die Persönlichkeit des etwa achtundzwanzigjährigen Mannes, der jetzt neben dem Verwalter von Garrisford auf dem Baumstamme saß.

Letzterer unterbrach zuerst die Pause, welche eingetreten war, und sagte nach einem ernstern Blick auf seinen Gefährten:

„Auf Ehre, Hope, Sie sind diesen Abend sehr finsterner Stimmung. Ich kenne jenen Ausdruck Ihres Gesichtes nur zu gut, er ist, so lange Sie in Garrisford sind, deutlicher denn je hervorgetreten.“

„Wie dämonisch dieser Ausdruck sein muß, Mr. Prayse, daß er sogar Ihnen Schrecken einzusößen vermag!“

„Nicht für meine Person, Archibald, wohl aber Ihre-willigen!“

Mr. Prayse legte mit väterlicher Zärtlichkeit seine Hand auf die Schulter des stattlichen Mannes neben ihm, und bei dieser Berührung schwand der finstere Blick aus dessen Augen.

„So,“ sagte er mit einem Seufzer der Erleichterung, „jetzt ist aller Jorn und Unmuth dahin, den ich hier, allein, in mir verarbeiten wollte, und ich bin wieder ganz der Alte, Mr. Prayse. Ich fühle es stets, wenn meine Gesellschaft nur für mich tauglich ist; mein Bruder Maurice hat dies nie empfunden, und unser alter Vater ist gestorben, ehe er diese wichtige Kenntniß erlangt hat.“

„Sie denken doch jetzt nicht noch an das Unrecht — wenn es ein Unrecht genannt werden konnte, Archibald?“

„Ich habe wirklich noch diesen Abend daran gedacht, und behaupte bei ruhiger Ueberlegung, nachdem zehn Jahre darüber vergangen sind, daß es ein Unrecht war, durch welches unsere ganze Familie schwer gelitten hat.“

„Sie aber haben nach Ihrer Entfernung von hier Ihr Glück gemacht.“

„Ja und er — — doch lassen wir die Sache selbst ruhen, immer mehr in Vergessenheit gerathen, auch fühle ich mich nicht berufen, als Rächer aufzutreten. Ich habe nicht nach Diesem da gestrebt“ — er deutete mit der Hand nach dem Vernichtungswerk, welches das Gut seiner größten Zierde beraubte — „ich wußte nichts von den Unterhandlungen, bis diese selbst abgeschlossen waren. Es war ein Verhängniß, und dennoch“ — —

„Dennoch?“ wiederholte erwartungsvoll der Verwalter.

„Dennoch finde ich eine Art Trost in der Zerstörung, von der ich hier umgeben bin.“

„Ein armseliger Trost, Archi, von dem Sie wenig Gutes haben werden.“

„Ich weiß es; allein ich bin ein unvollkommener Mensch, alter Freund, und zu viel Gutes dürfen Sie von mir nicht erwarten.“

„Dennoch glaube ich in Ihnen einen Mann von edlen Grundsätzen, einen wahren, echten Gentleman zu sehen, wie ich mir den ältesten Sohn meines alten Freundes stets vorgestellt.“

Archibald Hope bewegte seinen Stock in regelmäßigen Schwingungen, blickte ernst zu Boden, blieb aber seinem Freunde die Antwort schuldig. Die Pause währte indeß dem Verwalter zu lange und eindringlich fragte er:

„Ober sollte ich mich getäuscht haben?“

Archibald lachte; ein offenes, ehrliches Lachen! Der Ernst des älteren Mannes schien dennoch ihn zu überraschen; allein er wollte die Sache nicht von der Seite nehmen, wie dieser sie ihm entgegentrug, und erwiderte ruhig:

„Sie sehen in mir einen Mann, der zwar nicht schlechter ist, als alle Uebrigen, aber beim Himmel! auch nicht viel besser! — Doch, Mr. Prayse, lassen Sie mich jetzt Ihren Auftrag vernehmen. Wie weit hat uns dies Gespräch davon abgeführt!“

„Es wird Sir William Relydale lieb sein, Sie noch diesen Abend zu sehen.“

„Während ich in dieser Stimmung bin, oder doch leicht wieder hinein gerathen könnte, würde er auf irgend eine

Wesse meine Gefühle verletzen? Muß ich wirklich diesen Sir William sehen?"

„Ich habe nur seinen Auftrag auszurichten.“

„Ja, richtig! Sagten Sie ihm, daß ich Carrisford erst Sonnabends verlasse?"

„Ja!"

„Und daß ich keine Zeit zu einem feierlichen Diner in seinem Hause habe?"

„Ich sagte Aehnliches, aber in milderen Worten, um die Gefühle des alten Mannes zu schonen. Ihm ist wenig mehr als sein Stolz übrig geblieben, und da er der Kraft seines Alters zu sein scheint, so will ich wenigstens diesen nicht verletzen.“

„Sehr edelmüthig, Mr. Prayse, doch werden Sie keine andere Belohnung dafür ernten, als Ihnen Ihr Bewußtsein zu bieten vermag! — Sie haben mir aber da einen Wink gegeben, den ich jedoch kaum befolgen werde.“

„Ich verstehe,“ erwiderte fast traurig der Verwalter.

„Seinen Stolz vermag ich nicht zu studiren, und seiner Annahmung, wie seinem Hohne werde ich schon entgegen zu treten wissen. Dennoch hege ich nicht den Wunsch, feindselig gegen den schwachen Greis aufzutreten, den ich tagtäglich unter seinen Buchen sehe; ebensowenig aber will ich mich vor ihm verbergen, und ich sagte Ihnen bereits, daß ich seine Einladung annehmen würde, sollte er mich nochmals zu einem Besuche auffordern.“

„Ist es erforderlich, ihm zu sagen, wer Sie sind? Er hat Sie und die Ihrigen vollständig vergessen. Warum des alten Streitens nochmals erwähnen, Sie würden sich nur dadurch vor ihm erniedrigen.“

„Mir ist es gleichgültig, mit welchen Augen Sir William Relydale Archibald Hope betrachtet,“ entgegnete dieser stolz, „und fast glaube ich, es würde mir eine große Genugthuung gewähren, auf die Vergangenheit zurückzukommen, um ihm zu zeigen, welch jämmerlicher Prophet er war, und wie jämmerlich feige in seiner damaligen mitleidslosen Wuth! — Jetzt ist sein Stolz sein Trost, den Sie achten, mich jedoch demüthigen muß, wenn ich nicht das edle Wesen sein will, für das Sie mich in Ihrer Herzensgüte gehalten!“

Bei diesen Worten erhob er sich, seine hohe stattliche Gestalt zu ihrer ganzen Höhe aufrichtend, indem er den vielbenutzten Filzhut noch fester auf die Stirn drückte.

„Sie wollen also gehen?"

„Ja, sofort. Er hat die Einladung wiederholt, auch sind Geschäftsangelegenheiten unter uns zu besprechen. Er sehnt sich, mich zu sehen — ich mich, ihm gegenüber zu treten.“

„Würde nicht morgen — —“

„Er selbst bestimmte diesen Abend, und weshalb soll ich Sir William Relydale warten lassen? Ich möchte dann,“ fügte er sinnend hinzu, „meinen Besuch hinauschieben, bis seine Enkelin zurückgekehrt ist, um sie ebenfalls kennen zu lernen und zu sehen, wie viel von dem Stolz und Hochmuth der Relydale's auf sie gekommen ist.“

„Sie ist ein liebes, gutes Mädchen, Archibald, und das einzige Wesen, welches Sir William liebt.“

„Außer sich selbst,“ ergänzte der junge Mann.

„Mag sein,“ erwiderte Mr. Prayse, „doch zeigt er diese Selbstliebe eben nicht sehr.“

„Die Enkelin ist also gut und lebenswürdig, voll sanfter Demuth?"

„Das habe ich nicht behauptet, Archi.“

„So ist sie ebenfalls stolz?"

„Sie ist zu lange bei ihrem Großvater gewesen, um sich nicht viele seiner Ansichten und Eigenthümlichkeiten angeeignet zu haben. Dennoch ist sie in meinen Augen ein lebenswürdiges Mädchen.“

„Wird sie es auch in den meinigen sein?"

„Ich glaube kaum.“

„Das wußte ich, und so will ich gleich nach Aber Court gehen, um nicht später ein neues Mitglied dieser mir so verhassten Familie kennen zu lernen.“

„Vergessen Sie aber nicht, daß der Baronet krank, unheilbar krank ist.“

„Was ist aus seinem Sohne geworden?“ fragte Archibald Hope in ärgerlichem Tone, als ob es ihm leid thue, seinen Feind seines Hauses dort oben auf dem Hügel anzutreffen, den er seine ganze Stärke empfinden lassen konnte.

„Er kommt niemals hierher; Vater und Sohn sehen sich nicht.“

„Aus welchem Grunde?"

„Ich weiß es nicht, wie Niemand außer ihnen.“

„Und die Tochter des Sohnes lebt in Carrisford?"

„Ja, und besucht zuweilen ihren Vater, wie auch jetzt. Mit ihr aber geht Freude und Sonnenschein aus dem alten Hause.“

„Hier wird in Zukunft Sonnenschein genug sein, sobald wir erst sämtliche Bäume entfernt haben,“ sagte Mr. Hope in gleichgültigem Tone. „Lassen Sie übrigens Ihre Tochter nicht zu oft in die Nähe der Enkelin des Baronets kommen, wenn Sie nicht einen der besten Charaktere verderben wollen.“

„Dazu ist keine Gefahr vorhanden, Hope; es giebt kaum ein besseres Mädchen, wie Agnes.“

„Sanft und weiblich, wie die Frauen sein sollten.“

„Ja, so ist sie in der That!“

Mr. Prayse sagte die letzten Worte in freudiger Erregung; es that ihm wohl, dies Lob von den Lippen des Sohnes seines alten Freundes zu hören, für den er Jahre lang in seinem Herzen ein warmes Interesse bewahrt, und den er jetzt ebenso sehr hochachtete wie bewunderte. Er, gleich seiner Gattin, hegte seit dessen Ankunft in Carrisford, zwar unausgesprochen noch, einen sehr kühnen Wunsch, den nämlich, daß die häuslichen Tugenden ihrer einzigen Tochter Agnes in den Augen des jungen Mannes Anerkennung finden möchten, und sie durch ihn eine reiche, glückliche Frau würde. Diesen kühnen Wunsch jedoch hätte er schnell für immer aus seinem Herzen verbannt, wäre er im Stande gewesen, die Worte zu hören, die Archibald Hope, den Hügel hinansteigend, murmelte: „Ein gutes Mädchen, das treu bis in den Tod sein, und ihres Gatten Tage nie trüben würde — allein zu einfach, gar zu entsehrlich einfach!“

Es ist möglich, daß Archibald Hope in seiner gestörten Lebensstellung daran gedacht hätte, sich eine Häuslichkeit zu gründen, wenn er einem Mädchen begegnet wäre, das er zu lieben vermochte, und das seine Neigung erwiderte. Möglich ist's, daß Agnes Prayse in Allem, außer ihrem bleichen, milden Gesicht, seinen Ansprüchen genügt, und ihre lebenswürdigen Eigenschaften ihn ihren Mangel an Schönheit hätten vergessen lassen. Leider aber erinnerte er sich dieses Mangels, als er den Hügel hinanlag — und seit jenem Abend war die schwache Neigung zu der Verwaltertochter, die sich nach den Geschäftsstunden in Carrisford in sein Herz geschlichen, auf immer erloschen.

So wanderte er seines Wegs dahin, unbekümmert um das nahe Zusammentreffen mit Sir William Kelydale, einem neuen Leben entgegen. So erreichte er die Buchen, unter denen der alte Baronet am Nachmittag gegessen, und blickte zu ihren hohen dunklen Kronen hinauf, er, der ihr Leben in seiner Hand hielt, und ihr Todesurtheil schon unterzeichnet hatte, und sagte halblaut: „Ihr müßt und sollt fallen! Ich werde leichter aufathmen und mich glücklicher fühlen, wenn Ihr zu meinen Füßen liegt, und die Landmarke, mit der Erinnerung des Zusammentreffens hier, auf immer verschwunden ist! — Wäre er doch nur noch jünger, und könnte ich ihm, wie in den alten schweren Zeiten, gegenüber treten!“

Er wandte sich hastig ab und ging schnelleren Schrittes noch durch den Park, dem Herrenhause zu, dessen Gartenseite hell erleuchtet war, krieg die Terrasse hinan, und zögerte dann einen Augenblick, überlegend, ob er ihm sofort entgegentreten, oder sich nach dem Haupteingang verfügen solle, um seine Ankunft auf förmlichere Weise ankündigen zu lassen. Eine Stimme jedoch, ganz in seiner Nähe, zog seine Aufmerksamkeit auf sich und — entschied.

„Großpapa, ich habe Fußtritte auf der Terrasse vernommen. Sollte es der Herr sein, den Du erwartest?“

„Wahrscheinlich,“ erwiderte Sir William. „Er wird wohl den Weg wählen, der ihm Zeit und Förmlichkeiten erspart, und meine Gefühle dabei wenig berücksichtigen. Wer ist da?“

Archibald Hope hatte des Baronets Bemerkung nicht vernommen, nur die klangvolle Stimme seiner Enkelin, die unerwartet heimgekehrt war. Die letzte Frage des Baronets hatte Archibald's Ohr erreicht, und er trat nun ein zu den beiden Gestalten, die ihm gespannt entgegenblickten.

Der alte Edelmann ruhte in einem bequemen Gartenstuhl, auf dessen Lehne sich das junge, etwa neunzehnjährige Mädchen stützte, das bei seinem Erscheinen leicht zu erschrecken schien. Trotz der Dämmerung herrschte Licht genug, ihm ihre ungewöhnliche Schönheit zu zeigen, und er fühlte, daß er sie um diesen Vorzug, der dem jüngsten Gliede dieses ihm so verhassten Geschlechtes zu Theil geworden, noch mehr haßte.

„Sind Sie der Geschäftsführer, der Mann von Glasgow?“ fragte Sir William mit lauter Stimme.

„Ja, ich bin der Mann von Glasgow,“ war die augenblickliche Antwort. „Sind Sie der Baronet?“

„Sie sehen hier Sir William Kelydale,“ sagte dessen Enkelin mit ruhiger Würde, die ihre Wirkung auf Archibald Hope nicht verfehlte. Seinen Filzhut abnehmend, verbeugte er sich vor der schönen Sprecherin, neigte sich dann dem alten Manne zu, und sagte: „Ich stehe zu Sir William Kelydale's Diensten und warte seiner Befehle.“

Drittes Kapitel.

Das Zusammentreffen auf der Terrasse.

So standen sich denn, nach zehn Jahre langem Harren, diese beiden Männer endlich gegenüber, wie Mr. Prayse gedacht, als er den Hügel hinabstieg.

Worin aber bestand die tiefe Kränkung, die der alte Mann vergessen zu haben schien, der jüngere aber noch allzu

frisch im Gedächtnis hatte, ungeachtet er zu dem Verwalter gesagt, daß er nicht als Rächer aufzutreten beabsichtige? —

Auch erschien er wirklich nur als der Geschäftsführer, der, von Glasgow gekommen, sich überzeugen wollte, ob der Contract pünktlich innegehalten würde. Und wenn es ihm zwar nicht sehr leid that, daß Sir William gezwungen war, das Holz seines schönen Gutes zu verkaufen, so war dies eine Sache für sich, die nichts mit dem Geschäft zu thun hatte, das ihn nach Carrisford geführt.

Lange und forschend ruheten seine Blicke auf dem kranken Greis, dessen Befehle er, wie er gesagt, entgegennehmen wollte. Er war sich bewußt, daß Sir William's scharfes Auge ebenfalls durch die Dämmerung hindurch ihn zu erforschen strebte, vielleicht um zu sehen, wie viel er, als Geschäftsmann, vom Gentleman in sich trage, um nicht etwa sich einer unnötigen Höflichkeit schuldig zu machen.

Uebrigens befand sich der Baronet in dem Augenblick in einiger Verlegenheit; das Zwielficht auf der Terrasse störte ihn; das plötzliche Erscheinen Archibald Hope's hatte ihn außer Fassung gebracht, und die gleichgiltige Kälte, mit der ihn — den Hochgebornen — der Mann von Glasgow behandelte, war fast mehr, als er zu begreifen vermochte.

Dennoch lag es nicht in seiner Absicht, sich gegen den Geschäftsmann auszusprechen, wie er es gegen seinen Verwalter gethan, ebensowenig dessen unceremonielles Erscheinen zu rügen. Er bedurfte aber einiger Zeit, sich zu sammeln, wie auch seinen Besuch zu beobachten.

Dazu war er erst vor einer Viertelstunde durch die plötzliche Rückkehr seiner Enkelin überrascht, und obgleich er sich gefreut, sie wieder bei sich zu sehen, hatte er ihr doch Vorwürfe über ihre unnötig eilige Reise gemacht, die ihrem Stande wenig angemessen sei. Er hatte nicht einmal nach ihrem Vater gefragt, was sie auch kaum erwartet, und der Brief, den Miß Kelydale für ihren Großvater mitgebracht, steckte noch uneröffnet in dessen Tasche.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Mr. Hope,“ sagte Sir William mit kaum zu erwartender Freundlichkeit.

„Ich danke Ihnen,“ lautete die Antwort des jüngeren Mannes, der dann einen der Gartenstühle erfaßte, die auf der Terrasse standen; denselben zu sich ziehend, hatte er einen Augenblick die Absicht, ihn Miß Kelydale zu bieten, unterließ es jedoch und, sich leicht auf die Lehne des Stuhles stützend, sah er erwartungsvoll Sir William's weiteren Worten entgegen.

„Willst Du Dich nicht lieber in's Haus begeben, Großpapa?“ fragte Miß Kelydale.

„Nein, Eleanor; die Schwüle des Zimmers ist zu drückend für mich, und wenn Mr. Hope es erlaubt, bleiben wir hier.“

Mr. Hope verneigte sich; Sir William's Höflichkeit, die er nicht erwartet, und auf die er nicht vorbereitet war, setzte ihn einigermaßen in Erstaunen.

„So will ich mich entfernen,“ entgegnete sie in leiserem Ton.

„Nur auf einige Minuten, Alley; unser Gespräch wird so lange nicht währen.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Detektives.*)

Polizei-Novelle von Friedrich Argmann.

I.

„Eine gute Botschaft, Albin.“

Mit diesen Worten trat ein junger, hochgeleganter Mann zu einem andern nicht minder distinguiert aussehenden Danby, welcher eben in einer der feinsten Restaurationen der Stadt ein leckeres Dejeuner einnahm.

„Du machst mich neugierig, Poldl,“ bemerkte der Essende, indem er den Eingetretenen einlud, an seiner Seite Platz zu nehmen. „Sieht es einen Verdienst?“

„So ist es. Gestern Abend ist im „International-Hotel“ ein Bojar eingelehrt —“

„Ach, und Lämmert wird ihn uns ausliefern?“

„Zu den alten Bedingungen. Ein Drittel vom Gewinn.“

„Hat der Wallache viel Geld bei sich?“

„Er hat heute Früh im Bankhause Simon 12,000 Gulden erhoben.“

„Im, das lohnte sich schon der Mühe. — Wo können wir mit ihm zusammentreffen?“

„Er besucht Abends die Oper. Lämmert hat drei Logenfauteuils genommen und ihm den mittleren gegeben. Die Willeis zu den beiden andern Plätzen habe ich bereits.“

„Vortrefflich, Lämmert versteht seine Sache.“

„Er ist ein alter Praktikus.“

„Und die Verschmitztheit selbst.“

„Nun, wir werden ihm nicht nachstehn. Der Bojar ist uns verfallen —“

„Und sein Geld!“

„Morgen sind wir hoffentlich Jeder um 4000 Gulden reicher.“

„Wenn das Glück uns wohl will.“

„Stoßen wir auf das Gelingen unseres Vorhabens an!“

Die beiden feinen Herren, welche dieses Gespräch im Flüstertone führten, gehörten der weitverzweigten Klasse der „Hochstapler“ an. Zur Arbeit zu träge, versuchten sie ihr Heil im Schwindel. Sie legten sich aristokratische Namen bei, geberdeten sich wie Cavaliere und — galten als solche. Die Mittel zu der luxuriösen Lebensweise, welche sie führten, verschafften sie sich durch hunderterlei Kniffe, vornämlich indes durch die Aufnahme von Darlehen, welche nie zurückgezahlt wurden, durch Wetten auf dem Turf, vor Allem aber durch das Hazardspiel. Die „goldne Jugend“ Wiens huldigt dieser Passion mit Leidenschaft. Alljährlich werden mindestens ein halbes Duzend Spielhöllen aufgehoben und die Hazardspieler der gesetzlichen Strafe überliefert, trotzdem grassirt das Unwesen lustig weiter. Es sind eben zu viele „dunkle Existenzen“ darauf angewiesen, das Hazardspiel nicht eingehen zu lassen.

Die beiden Hochstapler, deren Bekanntschaft wir gemacht haben, betrieben noch ein anderes sehr gefährliches Gewerbe — das der „Kosacken.“ So heißen in Wien jene Gauner, welche zugereiste Fremde in berühmte Spelunken locken und ihnen dort entweder durch falsches Kartenspiel oder auch durch rohe Gewalt ihre Bauschaft abehmen. Selbstverständlich

wählten Albin und Poldl bei der Ausplünderung ihrer Opfer ungleich feinere Methoden, als die Kosacken der gewöhnlichen Sorte, das Ergebnis blieb jedoch dasselbe.

Da es für sie nicht so leicht war, sich mit den Fremden, welche sie ausbeuten wollten, auf der Gasse, im Wirthshause oder sonstwo bekannt zu machen, wie für ihre plebejischen Berufsgegnossen, so hatten sie sich mit einem Fremdenführer aus einem der größten und meist-frequentirten Hotels der Residenz zu dem Behufe in Verbindung gesetzt, daß dieser ihnen eine schieflinge Annäherung an die auserkorenen Opfer ermögliche. Diese Coalition dauerte bereits längere Zeit und trug den Verbündeten goldene Früchte ein. Eine Entdeckung hatten sie nicht leicht zu befürchten, da kaum Jemand von den Geplünderten ahnte, daß er um sein Geld geprellt worden sei, vielmehr hielt Jeder den Verlust für ein Mißgeschick, dessen üblen Folgen er sich in der Regel durch schleunige Abreise aus Wien entzog.

II.

Vor einem eleganten Café-Restaurant eines Vorstadtbezirkles hält ein unnummerirter Fiaker. Der Schlag öffnet sich, ein feiner Herr springt heraus und eilt in das Lokal auf den am Buffet stehenden Oberkellner zu.

„Franz,“ redet er ihn hastig mit leiser Stimme an, „ist das blaue Zimmer leer?“

„Ja, aber —“

„Ballersädt bringt einen Goldfisch, einen Bojaren, der kolossal viel Kiez (Geld) hat.“

„Mag sein, aber —“

„Machen Sie keine Geschichten, Franz! Wieviel schulde ich Ihnen?“

„Zweihundert Gulden.“

„Gut, Sie werden mir noch hundert Gulden d'rausgeben als Betriebskapital und nach einigen Stunden bekommen Sie vierhundert.“

„Er eilte hinaus.“

„Seppl,“ rief der Oberkellner, „schnell das blaue Zimmer hergerichtet!“

„Sind sie schon wieder da, die „Granaten“?“ (Falschspieler) fragte Seppl unwirlich. „Wär's nicht besser, wir setzten sie an die Luft?“

„Er hat 100 Gulden zugesagt.“

„Wird er sie geben?“

„Er wird. 's ist sein eigener Vortheil. Ich hoffe, der Wallache, den sie geangelt haben, wird sie wieder flott machen.“

Draußen war inzwischen ein zweiter nobler Herr aus dem Wagen gestiegen und hatte einem beleibten, in einen kostbaren Pelz gehüllten Mann herausgeholfen, dieser Letztere war, wie sein geröthetes Gesicht, seine schwere Zunge und der schwankende Gang verriethen, ziemlich stark angeheitert,

*) Detektive = Untersuchungsbeamter, geheimer Polizeidiener.

während seine beiden Begleiter keine Spur eines Rausches zeigten.

„Wo ist denn der Baron?“ lachte der Bojar.

„Da kommt er schon,“ entgegnete Ballerstädt und wies nach der Thür des Cafés, aus welcher soeben sein Genosse heraustrat.

„Moi,“ rief er dann dem Kutscher zu, „warten!“

Die jungen Herren fakten den Schwankenden unter die Arme und führten ihn in das blaue Zimmer.

„Da wären wir,“ sagte der Baron, nachdem alle Drei sich behaglich in den schwellenden Fauteuils eingerichtet hatten.

„Oberkellner, zwei Flaschen Cremont rosé!“

„Ein angenehmes Plätzchen zum Plaudern?“ bemerkte Ballerstädt zum Bojaren gewendet.

„Ganz hübsch,“ bestätigte dieser, „aber meine Herren, so dankbar ich Ihnen dafür bin, daß Sie mir noch ein Stündchen Ihre angenehme Gesellschaft gönnen wollen, muß ich doch bekennen, daß wir uns wahrscheinlich Alle zusammen langweilen würden, wenn wir die Zeit nur mit Plaudern zubringen wollten.“

„Es ist wahr,“ rief der Baron, „eine kurzweilige Zerstreuung müssen wir haben. Wir haben übrigens, als wir Sie hierher einluden, darauf gerechnet, Ihnen Amusement in reicher Fülle bieten zu können. Dieses Kaffeehaus ist nämlich allnächtlich der Sammelplatz von Lebemännern und Grisetten. Es ist befremdlich, daß die lustige Gesellschaft heute nicht zugegen ist.“

„Sie wird sich schon noch einfinden,“ sagte Ballerstädt. „Wir sind nur um einige Stunden zu früh gekommen, das tolle Leben beginnt hier zu pulsen, wenn es im Spekt, in der Wallhalla, im Orpheum bereits erstorben ist.“

„Was treiben wir bis dahin?“ fragte wieder der Bojar.

„Eine angenehme Unterhaltung müssen wir haben,“ erklärte der Baron. „Was schlagen Sie vor, Graf?“

„Versuchen wir's mit einem Spielchen!“

Der Bojar machte eine lebhaft abwehrende Geste.

„Nicht um Alles in der Welt,“ rief er, „ich empfinde einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Karten- oder Würfelspiel.“

„Diese Abneigung haben Sie mit mir gemein,“ fiel der Baron schnell ein. „Auch ich rühre Karten nur dann an, wenn ich nicht mehr ausweichen kann. Aber hier kommt unser Champagner. Franz, den schreiben Sie auf meine Rechnung.“

„Beileibe nicht,“ protestirte eifrig der Wallache. „Sie müssen mir endlich gestatten, mich zu revanchiren.“

„Unmöglich, da würden Sie mich ja nöthigen, die Pflichten der Gastlichkeit gröblich zu verletzen. Sie sind ein Fremder; ich zwingen fast, uns Ihre liebenswürdige Gesellschaft zu schenken —“

„Sie sind allzu freundlich, jedoch —“

„Aber meine Herren,“ warf hier Graf Wallerstedt ein, „wozu der Streit um des Kaisers Bart? Die Bagatelle ist der vielen Worte gar nicht werth. Entscheiden wir auf die einfachste Weise von der Welt, wer die Zechen bezahlen soll.“

„Wie das?“

„Durch „Passen“ oder „Nichtpassen“.“

„Bravo, bravo,“ jubelte der Baron, „eine herrliche Idee!“

„Wollen Sie mir nicht erklären?“

„Es ist eine Kindererei, die jedoch trefflich unterhält.“

Jeder nimmt einen Kreuzer und legt ihn, die Hand darüber bedeckend, auf den Tisch. Derjenige, welcher die „1“ nach oben gelegt hat, während die beiden Anderen „Abler“ haben, verliert, selbstverständlich auch dann, wenn er den „Abler“ und die Anderen die „1“ haben.“

„Ich verstehe, die „passenden“ Theile gewinnen.“

„So ist es.“

„Das ist wirklich ein ganz harmloses Spiel, mit welchem ich einverstanden bin.“

„Wie hoch der Einsatz?“ fragte Ballerstädt.

„Ich denke, jedesmal der Betrag für zwei Flaschen Champagner, zehn Gulden also.“

„Gut.“

„Wir spielen natürlich nur um so viele Flaschen, als wir heut Abend zu trinken gedenken.“

„Wie Sie wollen.“

„Oberkellner, stellen Sie noch zwei Flaschen kalt,“ rief der Baron.

„Apropos, wechseln Sie mir doch hundert Gulden.“

„Hier, Herr Baron, zehn Banknoten zu zehn Gulden!“ rief Franz bereitwillig und reichte mit einer respectvollen Verbeugung das Geld hin. „Seppl,“ gebot er dann, „schnell zwei Flaschen! — Die werden den Bauer schön einsalzen,“ flüsterte er Seppl, der jetzt kein verdrießliches Gesicht mehr zeigte, in das Ohr.

„Fangen wir also an,“ rief drinnen wieder der Baron.

Jeder legte einen Kreuzer auf die Tischplatte, der Baron hielt den Daumen unmerklich von der Hand ab. Dies war das Signal für Ballerstädt, die „1“ nach oben zu legen.

„Aufdecken! — Sie, Herr Graf, haben die „1,“ ich auch. — Sie, mein Herr, haben dagegen den Abler, mithin verloren. Es thut mir aufrichtig leid; indeß die Sache ist ja nur ein Scherz und wir können alsbald aufhören.“

„Behüte,“ protestirte der Walache hitzig, „hier sind zehn Gulden und nun muß ich bitten, mir Revanche zu geben.“

„Mit Vergnügen. — Franz, sorgen Sie dafür, daß Niemand uns stört. — Also noch einmal!“

Franz mußte jetzt in ziemlich kurzen Intervallen noch sechs Flaschen Champagner und nach einer halben Stunde ein Spiel Karten bringen.

Nach zwei Stunden etwa kam der Baron eilig heraus.

„Franz, lassen Sie den Wagen vorfahren! Und hier, ein Douceur für Sie.“

Schmunzelnd nahm der Oberkellner die ihm gereichten vier Hunderter in Empfang. Dann fragte er vertraulich:

„Hat er Haare gelassen?“

„Es geht; etwa 12,000 Gulden.“

Als die drei Herren Arm in Arm das Lokal verließen, zeigten der Baron und der Graf, die jetzt ebenfalls angeheitert waren, „kreuzfidele“ Wiener, während der Bojar, trotzdem er einen „Ranonerausch“ hatte, etwas mißmuthig daretinschaute.

III.

Am nächsten Morgen kam der Walache, diesmal mit sehr finsternen Mienen, in die Bureauz des Bankhauses Simon. Der Chef, dessen langjähriger Geschäftsfreund er war, empfing ihn mit herzlicher Freundlichkeit.

„Es scheint Ihnen in Wien nicht zu behagen?“ fragte er nach vorangegangener Begrüßung.

„Ich werde es noch heute verlassen.“

„Wie?“ rief Simon überrascht; „Sie gedachten doch, sich mehrere Wochen hier aufzuhalten?“

„Allerdings. Seit gestern sind jedoch Umstände eingetreten, die mich zur schleunigen Heimkehr nöthigen.“

„Ich will doch nicht hoffen, daß ein Unfall ernsterer Art eines Ihrer Lieben —“

„Nein, nein. Der Unfall betrifft glücklicherweise nur ein Ding, allerdings ein solches, welches mir ebenfalls theuer ist, meinen Geldbeutel nämlich.“

„Oh.“

„Ich habe gestern 12,000 Gulden bei Ihnen eincaßirt, Herr Simon?“

„Nun ja.“

„Ich besitze von dieser Summe jetzt nur noch diese vier Hunderter, von denen ich mir einen in kleines Geld umzuwechseln bitte.“

Er übergab dem Kassier einen von den Hundertguldenscheinen und erzählte dann dem Bankier sein Mißgeschick. Simon zuckte die Achseln.

„Ich bedauere Sie um so aufrichtiger, als Sie das Opfer gemeiner Schwindler geworden sind.“

„Nicht möglich,“ rief der Bojar, im höchsten Grade überrascht, „dieser Baron Wiedenau und der Graf Ballerstädt —“

„Sind nichts mehr und nichts weniger als Kosaken. — Was wünschen Sie, Herr Görner?“

Diese Frage galt dem Kassier, welcher mit dem vom Bojaren empfangenen Hunderter in der einen und mehreren anderen Hundertguldennoten in der anderen Hand seinem Chef nahe getreten war. Auf Simon's Frage antwortete er:

„Wollen Sie nicht so freundlich sein, diese Scheine zu vergleichen. Derjenige, welchen der Herr Baron mir gegeben hat, ist unzweifelhaft falsch. Das „nt“ des Wortes „Nationalbank“ ist fast gar nicht zu lesen, während auf den echten Banknoten das ganze Wort scharf und deutlich gedruckt ist.“

Die beiden Herren überzeugten sich von der Richtigkeit dieser Angabe. Dann nahm der Bojar die übrigen vier Hunderter aus dem Portefeuille und rief, nachdem er sie flüchtig angeschaut hatte:

„Dann sind diese Scheine auch falsch?“

„Allerdings,“ bestätigte Simon. „Entsinnen Sie sich vielleicht, von wem Sie diese Banknoten eingewechselt haben? Von mir bekamen Sie gestern Ihre Creditive in Fünfhundertguldennoten ausgezahlt.“

„So ist es. Eine dieser Noten, die letzte, welche mir vom Spiele übrig geblieben war, wechselte mir der angebliche Baron Wiedenau in fünf Hundertguldenscheine um.“

„Das sind ja Erzgauner, diese Herren Pseudo-Aristokraten. — Herr Becker!“

Der gerufene Commis kam eiligst herbei.

„Sie wünschen, Herr Simon?“

„Geleiten Sie den Herrn zum Oberinspector Stehling. Wenn irgend Einer im Stande sein kann, Ihnen einen Theil der Summe, um welche Sie geprellt sind, wieder zu verschaffen, so ist es dieser Herr. Er ist der Chef unseres ausgezeichneten Detektivs-Corps.“

IV.

Oberinspector Stehling ließ sich das Abenteuer des Bojaren ausführlich mittheilen.

„Wo sind Sie mit den Gaunern bekannt geworden?“ fragte er dann.

„Im Opernhaus. Ich saß zwischen ihnen.“

Dem Oberinspector fiel dieser an und für sich unbedeutende Umstand auf. Sollte es nur Zufall gewesen sein, der den Gaunern die Plätze neben dem Fremden in die Hände spielte?

„Wer besorgte Ihnen das Billet?“ forschte er weiter.

„Ein Fremdenführer des „International-Hotel.“

Stehling beschloß sofort, sich an der Kasse des Opernhauses nach den Käufern der drei Billets erkundigen zu lassen. Da es Billets waren, welche die Tageskasse verabfolgt hatte, so konnte es leicht möglich sein, daß der Kassier sich noch der Käufer erinnerte. Sofort mußte ein Detektiv in das Opernhaus, um die nöthigen Recherchen zu betreiben. Inzwischen setzte Stehling das Verhör des Balachen fort.

„Führen Sie aus der Oper direct in das Kaffeehaus?“

„Nein, wir nahmen zunächst bei Sacher das Souper ein. Dann machte der Baron den Vorschlag, ein Etablissement zu besuchen, wo man sich gut unterhalten könnte, und da die Beiden vortreffliche Gesellschafter waren und ein feines, distinguirtes Benehmen hatten, so folgte ich ihnen willig und arglos.“

„Die Lage des Kaffeehauses ist Ihnen nicht bekannt?“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Hatte der Wagen eine Nummer?“

„Nein.“

„Ich dachte mir's; es war eine „Golasse,“ ein Diebsfuhrwerk. — Sie würden das Lokal und die Kellner doch wohl wiedererkennen?“

„Schwerlich; ich habe mir weder das eine, noch die anderen genauer angesehen.“

„Ziel Ihnen vielleicht eine Eigenthümlichkeit der Gauner auf, an welcher man sie wiedererkennen könnte?“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Ereignete sich auch während des Spieles nichts, wodurch die Aufführung der Schwindler erleichtert werden könnte?“

„Es kam allerdings ein Intermezzo vor, das zwar schwerlich zur leichteren Auffindung der Gauner dienen, trotzdem jedoch für die Polizei von nicht geringer Wichtigkeit sein dürfte.“

„Sie sehen mich sehr gespannt.“

„Als ich meine gesammte Baarschaft bis auf einen Fünfhundertguldenschein im Spiel verloren hatte, ließ ich mir diese Banknote durch den angeblichen Baron Wiedenau wechseln. Er gab mir fünf Hunderter. Einen davon wollte ich vor einer halben Stunde bei meinem Bankier in kleine Münze umtauschen und bei diesem Anlasse stellte sich heraus, daß alle fünf Noten gefälscht waren.“

„Ah! Woran erkannte man die Fälschung?“

„Die beiden Endbuchstaben des Wortes „Nationalbank“ waren so blaß, daß man sie nur mit Mühe lesen konnte.“

Der Oberinspector sprang in höchster Erregung auf.

(Fortsetzung folgt.)

Flaudereien am Kamin.

Feuer in einem Irrenhause.

In einer der letzten Nächte ist das Beauportische Asyl für irrfinnige Frauen in Quebec von einer Feuersbrunst fast vollständig verzehrt worden. Drei der unglücklichen Pflinglinge gingen in den Flammen zu Grunde. Die Uebrigen wurden in ein anderes Institut transportirt, was jedoch sehr viel Mühe kostete, da mehrere der armen Irren sich mit aller Hartnäckigkeit fortzuehen weigerten; einige von ihnen fand man in Kellern und sonstigen Schlupfwinkeln versteckt, vor Furcht und Kälte zitternd. Andere wieder sind auf die Ueberreste des Daches geklettert, von wo man sie nur mit List und in einzelnen Fällen selbst mit Gewalt herabbringen konnte. Man vermutet, daß das Feuer von einer der Irrenfinnigen angelegt worden sei. — Eine spätere Nachricht meldet, daß zwanzig der irrfinnigen Pflinglinge des vom Feuer zerstörten Instituts vermißt werden; es könne mit Sicherheit angenommen werden, daß dieselben bei dem Brande in den Flammen umgekommen sind. Bisher wurden jedoch bloß die erst erwähnten drei Leichen aus dem Schutte hervorgezogen.

Amerikanisches.

Eines Abends saßen in einem Gerichtssaal in Nashville (Tennessee) zwei ehrbare Bürger und spielten eine Partie Biquet bei dem Scheine zweier Lampen. Auf der Seite eines jeden der Spieler saß eine gewisse Zahl anderer Bürger, welche lautlos und mit zurückgehaltenem Athem den Ausgang der letzten Partie erwarteten. Allem Anscheine nach mußte um etwas sehr Bedeutsames gespielt werden, denn im Ausgehen ward von beiden Seiten jede Karte lange und sorgfältig geprüft, und das Spiel zog sich gleich dem Schachspiele zweier erfahrenen Heroen unendlich in die Länge. Man war an der dritten und letzten, der sogenannten entscheidenden Partie, und diese ward noch überlegter und mit einer berechnenden Aufmerksamkeit behandelt, wie keine der vorhergehenden. Der eine Spieler stand bereits auf 97, der andere war bei 80 angelangt. Man schien allgemein auf der Achtziger-Seite erschrocken und ängstlich gespannt, während die Neunziger-Seite mit Ruhe und unter diesen Umständen grausenhafter Kälte ihre Karten ordnete. Plötzlich verbreitete sich auf der Neunziger-Seite eine allgemeine Freude; man jubelt und lacht, während die Zuschauer der Achtziger-Seite in Bestürzung gerathen. Der Mann der 97 erhebt sich stolz und kaltilblütig und ruft: „Tod! mausetodt! Ich kündigt fünfzig Points an und obendrein eine Quart-Major, also gewonnen!“ Und er wirft ruhig die erste Karte aus und zählt: „Eins!“ Todtenblässe überzieht die Gesichter der gegenüberstehenden Zuschauer. Doch da steht der Mann der 80 mit größter Ruhe auf und sagt: „Stilt nicht! hier ist die reinste Quinte.“ Und er wirft die Quinte auf den Tisch, die ihm mit dem Point gerade die 20 macht, welche ihm fehlen, um die Hundert voll zu machen. Damit war er vollständig Sieger. Ein ungeheurer Jubel erhebt sich nun von allen Seiten; man lacht, die um so Hohes gespielt haben, mußten in den Jubel mit einstimmen. — Wer waren diese Männer? um was spielten sie? um ein Landgut? um Gold oder Juwelen? Keineswegs! Spieler und Zuschauer waren eine seit zwanzig Stunden versammelte Jury, die über Schuld oder Unschuld eines des Mordes Beschuldigten wahrsprechen sollte! Da ihre Stimmen gleich getheilt waren und die eine Hälfte für Schuldig, die andere Hälfte für Nichtschuldig stimmte, so hatte endlich nach langem Ueberlegen eines der Mitglieder den Vorschlag gemacht, die Sache durch eine Partie Biquet zu entscheiden! Man kennt übrigens die Wuth für das Kartenspiel, welche in Tennessee herrscht, und begreift daher eine so haarsträubende Epizode um so leichter. Das Ja oder Nein wurde von dem Ausgange abhängig gemacht. Glücklicherweise war der Achtziger von der Partei des Nein, und als er daher gewann, trat die Jury zum Wahrspruche vor und erklärte den Angeklagten für nichtschuldig. So wurde das Leben eines Menschen vom Galgen durch eine Karte gerettet. Eine einzige Coeur-Neune hatte dem Siebenundneunziger zur Quinte gefehlt. Hiel sie ihm zu, so wurde der Angeklagte gehängt.

Ein eigenthümlicher Kauz hat neulich in Berlin das Bettliche gesegnet. In der Klosterstraße wohnte seit langen Jahren ein alter Mann, Namens Krause, der sich hauptsächlich vom Stiefelputzen in besseren Häusern nährte. Er ließ Niemanden zu sich in die Stube, lebte dürftig und kam schließlich sogar bei der Armen-Commission um Unterstützung ein, die er auch erhielt. Vor Kurzem ward er krank und setzte es durch, daß er auf städtische Kosten in ein Krankenhaus gebracht wurde, woselbst er vor einigen Tagen starb. Die Revision der Wohnung seitens der Behörde ergab ein Resultat, das jeder Vermuthung spottet. Sechszehnjährig Röcke, unzählige Beinkleider, 52 Paar Stiefel, große Summen Silbergeld, meist aus älterer Zeit, aber so blank, als ob es gepugt wäre, eine Cigarrenkiste mit lauter blanken Sechsern, silberne Löffel, feine und sehr geschmackvolle geschliffene Glasfassen, Manschettenknöpfe und dausenderlei andere Sachen von Werth bildeten den Nachlaß des — armen Mannes.

Ueber den Handel mit Menschenhaaren bringt eine französische Correspondenz folgende sehr interessanten Daten: „Im Anfange dieses Jahrhunderts war es eine Schande, falsche Haare zu tragen: heute hat sich diese abscheuliche Mode bis in das elendeste Dorf eingestiftet. Bis zum Jahre 1850 kostete das Pfund Haare 4 Francs. Kaum war die Kaiserin Eugenie auf den Thron gestiegen, so stieg auch der Preis der Menschenhaare auf 8 und 10 Francs. Vom Jahre 1865 an ward diese Mode zu einer wahren Epidemie. Die deutschen Jungfrauen wurden ihrer nationalen Mode, der langen und schönen Flechten eigenen Haares müde, um sich wie ihre französischen Schwestern mit Leichenhaaren den Kopf zu belasten. Im Jahre 1866 war der Preis 20 Francs., Anno 1867 35 Francs., Anno 1868 45 Francs., Anno 1870 55 Francs. Dieses ist der Preis der unzubereiteten Haare; die zubereiteten kosten das Doppelte und Dreifache. Die schönsten Haare kommen von den verstorbenen Frauen der Bretagne und der Auvergne. Wenn in dieser Gegend eine Jungfrau oder eine Frau mittleren Alters stirbt, so wird sofort das Haar abgeschnitten, um zu Gelde gemacht zu werden. Die Haare der Lebenden werden allerdings bei Weitem besser bezahlt; so bekommen blonde Mädchen oft 1500 und auch 2000 Francs! für ihren natürlichen Haarschmuck. Seit dem Kriege sind die französischen Damen jedoch etwas vernünftiger geworden und fröhnen dieser häßlichen Mode weniger, der die Aergre so viele Nervenleiden und Gehirnentzündung zuschreiben.“

Eine curiose Liebesprobe.

Eine junge, schöne und außerordentlich reiche Engländerin, die von einem ganzen Heere von Verehrern und Anbetern umgeben war, aber keinem die Hand zu reichen sich entschließen konnte, weil sie der Meinung lebte, daß die emsige Bewerbung der Herren doch nur ihrem unermesslichen Vermögen gelte, hat jüngst bei ihrem in Paris erfolgten Tode ein Testament hinterlassen, in welchem sie demjenigen ihrer Bewerber, der die Ausdauer und den Muth hat, ein Jahr und einen Tag bei ihrer einbalsamirten Leiche zu wachen, ihr sämmtliches Vermögen vermachte. „Man hat mir tausend Mal und von tausend Seiten gesagt,“ heißt es in der betreffenden Klausel, „daß ich schön sei und daß man mich über Alles liebe. Nun wohl, da ich auch einbalsamirt, mit Spizen, Blumen, Schmuß und Blumen bedeckt, noch immer so ausseh'n werde, wie ich im Leben aussah, und Liebe doch nicht sogleich mit dem Tode der Geliebten aufhören sollte, so vermale ich all' mein irdisches Hab' und Gut demjenigen, der, die anberaumte Zeit bei meiner Leiche aushaltend, einen Beweis von der Beständigkeit seiner Neigung giebt.“ — Wie man sagt, haben sich fast alle Männer ihrer Bekannschaft zu der Probe verstanden; allein die meisten hielten in dem ganz wohl eingerichteten Todtengewölbe keine drei Tage aus; ein einziger brachte es bis zum siebzehnten Tage, am achtzehnten jedoch stürzte er aus der Gruft, von dem peiniglichen Anblick zur Verwerfung gebracht, hinweg, um sich den Tod in der Seine zu geben.